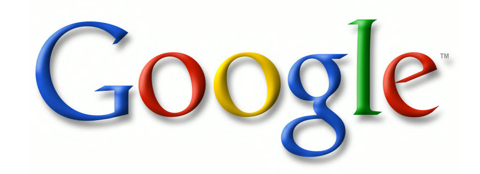
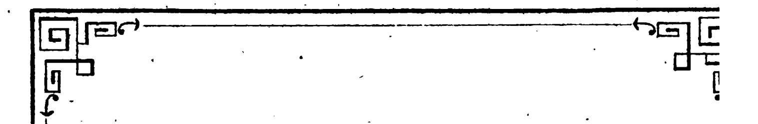





WIDENER
HN MXNH 6


VE
RI
TAS





Theodor Hoffmann-Merian.

Ein Lebensbild

nach seinen eigenen Aufzeichnungen, zusammengestellt

von

Alfred Altherr,

Pfarrer von St. Leonhard.

Nebst einem Bildniß und Anhang.

Basel.

Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung.

1889.



Th. Hoffmann Merian

Theodor Hoffmann-Merian.

Ein Lebensbild

nach seinen eigenen Aufzeichnungen, zusammengestellt

von

Alfred Altherr,
Pfarrer von St. Leonhard.

Nebst einem Bildnis und Anhang.

Basel.
Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung.
1889.

Schweighauserische Buchdruckerei.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

Der am 29. Februar 1888 verstorbene Herr Theodor Hoffmann-Merian von Basel hat eine ausführliche Beschreibung seines Lebens und Wirkens in reinlichem Manuskript hinterlassen. Es geht aus verschiedenen Stellen derselben hervor, daß er sie mit dem Gedanken verfaßt hat, man werde sie nach seinem Hinschied der Öffentlichkeit übergeben. Zu einem wörtlichen Abdruck der Autobiographie konnten sich nun freilich die Hinterlassenen nicht entschließen, weil sie zu viel des Intimen enthält, auch, obwohl nicht ohne innere Ordnung, allzu unübersichtlich gehalten ist. Und doch schien es ihnen auf der andern Seite auch nicht recht, das Manuskript der Gemeinschaft, in der und für die ihr Vater gelebt hat, gänzlich vorzuenthalten. Ich habe es also im Einverständnis und mit Hülfe seiner nächsten Angehörigen gesichtet, das Zusammengehörende einigermaßen zusammengestellt und, mich immer an den Wortlaut haltend, und die Eigenheiten in Satz- und Wortbildung möglichst schonend, bloß da und dort einen überleitenden Satz eingeflochten. Im Anschluß an das Manuskript, das in den Herbsttagen 1887 abschließt, versuche ich dann aus eigener Anschauung und vieljährigem vertrautem Umgang mit dem

Verstorbenen, sein Charakterbild zu zeichnen. So möge denn dieses Büchlein nicht bloß in Basel, sondern weitherum im Schweizerland und vielleicht über die Grenzen desselben hinaus, zur Erinnerung beitragen an einen Mann, der, aus dem alten Basel hervorgegangen, mit vielen Andern das neue Basel hat schaffen helfen; zur Erinnerung an einen Vorkämpfer für persönliche, politische und religiöse Freiheit, der in den Augen Vieler ein Ungläubiger war, während sein ganzes Leben deutlich die weltüberwindende Kraft seines Glaubens verkündet und die Liebe nie verleugnet hat. Wer sich diesen Mann recht anzuschauen die Mühe nimmt, muß davon eine Aufmunterung zu allem, was gut und edel genannt werden darf, empfangen.

Basel, im Mai 1889.

Der Herausgeber.

1. Kindheit und Elternhaus.

Ich wurde am 5. März 1819 in Basel geboren. Mein Vater war Theodor Hoffmann, der Handelsmann, und meine Mutter Catharina geb. Merian, beide Bürger von Basel.*) Mein Eintritt in die Welt fand unter großem Gepolter statt, denn während des Ereignisses stürzte die auf dem Estrich aufgeschichtete Holzbeige zusammen. Meine Schwester Rosalie war damals ein neunjähriges Mädchen, das einzig lebende Kind meiner Eltern, weshalb ich im elterlichen Hause als ein besonders willkommener Gast erschien. Ich soll ein sehr zartes und aufgeregtes Püppchen gewesen sein, dem schwer die nötige Nahrung beizubringen war, und das man mit Gesang und Flötenspiel in Schlaf einwiegen mußte.

Mein Vater betrieb damals in Verbindung mit seinem Bruder ein einträgliches Ellenwarengeschäft. Er besuchte die für die Schweiz wichtige Zurzacher Messe, machte auch andere regelmäßige Geschäftsreisen in das Bistum Basel, und zwar meist zu Fuß. Zu dem Ende bestellte er sich regelmäßig den alten Rebmann meiner Großmutter auf morgens früh drei Uhr ans Stadttor, erbat sich am Abend vorher vom Stadtkommando die Torschlüssel und ließ sich von dem alten Stadt-

*) Siehe Beilage A.

soldaten das wohlverschlossene Seitentürlein öffnen, um dann schnurstraks durch das Sundgau nach dem acht Stunden entfernten Pruntrut zu marschiren. Die Erzählungen von allerlei Abenteuern im Welschland, mit denen uns der heimgekehrte Vater jeweilen erfreute, haben auf meine jugendliche Einbildungskraft einen großen Eindruck gemacht.

Mein Elternhaus lag an der Bergseite der alten Eisengasse, ungefähr in der Mitte derselben. Die Gasse, von drei Stock hohen Häusern eingeschlossen, die teilweise noch aus der Zeit des großen Erdbebens (1356) stammten, war so eng, daß zwei Fuhrwerke einander nicht ausweichen konnten, weshalb in einem ausbiegenden Bogen, gerade unserm Haus gegenüber, eine Schildwache stand, die, mit Unter- und Obergewehr versehen, die Ordre hatte, das eine der einander entgegenkommenden Fuhrwerke zum Stillstand zu bringen bis das andere passirt war. Trotzdem kam es täglich zu Kollisionen zwischen den Fuhrleuten, bei welchen die Geißelstöcke oft den Ausschlag gaben. Das Getriebe und Gejage an dieser Stelle wurde noch vermehrt dadurch, daß die Straße von der Rheinbrücke bergan stieg und die Steigung im Trabe überwunden werden mußte. Unmittelbar an der Brücke stand das enge Rheintor mit einem massiven aus der Römerzeit stammenden Turme, an dem rheinwärts der berühmte Lällenkönig spielte.

Vom zweiten Stock unseres Hauses gelangte man über eine steinerne mit Eisengeländer versehene Brücke in das Höflein, dessen Hintergrund das Waschhaus einnahm, über welchem auf hölzernen Säulen eine Halle gebaut war, das „Guckschürli“ genannt, von dem man zu ebener Erde auf den St. Martinskirchplatz gelangte. Diese Halle war mir, ausgenommen während der Zeit der periodischen Waschen, zum

freien Gebrauch überlassen; bei guter Jahreszeit mein Studirzimmer, mein Rüst- und Zeughaus und bei schlechtem Wetter der Sammlungsplatz aller männlichen Jugend aus der Nachbarschaft. Es waren meist Knaben, die Stipendium und Schülertuch bezogen, mit denen ich mich da herumtummelte. Meine Mutter hätte es gerne gesehen, wenn ich mich an vornehmere Jungen gehalten hätte, was mir aber nicht einleuchten wollte, denn das bürgerlich einfache Wesen hatte für mich die größte Anziehungskraft und war es mir in den ärmlichen Wohnungen einiger meiner Schulfreunde keineswegs unbehaglich.

In den Sommertagen war ich eng an Vater und Mutter gebunden. Alle zwei Tage verließ mein Vater seinen Tuchladen schon um vier Uhr und teilte die Erholungsstunden mit mir; wir spazierten oder fischten zusammen und ich konnte an der Güte und Freundlichkeit meines Vaters, an seinem schlichten, biedern Charakter mich recht auferbauen. Auch meine Mutter, mit der ich ebenso innig zusammenhing, tat das Mögliche, um meinen Geist anzuregen und mich zur Tätigkeit anzuspornen. Sie nahm mich als neunjährigen Buben — was damals eine große Reise war — mit nach Bern und an den Thunersee, von wo zurückkehrend wir von Solothurn aus den Weißenstein bestiegen. Ein ander Mal durfte ich mit Mutter, Schwester und Tante den Vater von der Zurzacher Messe heimholen; die Reise geschah in einer bequemen, mit drei Pferden bespannten Kalesche und machte mir den angenehmsten Eindruck; ich hätte ein Buch darüber schreiben können.

---

2. Die Familientage.

Meine Großmutter väterlicherseits, eine ehrsame und reiche Bürgerswitwe, lebte mit ihrer jüngsten Tochter, der stets dienstbereiten Tante Salomea, in dem kleinen eleganten Eckhaus, welches am St. Johanngraben gegen den St. Petersplatz umbiegt. Außerdem besaß sie ein hübsches Gütlein hart am Spalentor gelegen, mit Wein-, Gemüse- und Blumengarten, das dann später nach ihrem Tode dem dort angelegten Friedhof einverleibt wurde. Es war ihr Bestreben, die Familie zusammenzuhalten und Allen Gutes zu erweisen. Jeden zweiten Sonntag wurde Familientag gehalten, im Winter in der Stadt, im Sommer auf dem Gütlein. Da erschienen dann punkt halb zwölf Uhr der älteste Sohn Rudolf Hoffmann, Associé meines Vaters, mit Gemahlin und dem einen oder andern seiner fünf Kinder; ferner der Schwiegersohn Daniel Meyer-Hoffmann mit seinen drei Söhnen Daniel (später Fabrikant), Theodor (später Arzt und Spitaldirektor *) und Karl (Bierbrauer); endlich meine Eltern mit meiner Schwester und mir. Öfter wurde auch ein Gast beigezogen, wie z. B. Hauptmann Kündig, Offizier der französischen Garde, der in Werbesachen öfter nach der Schweiz kam. Das Mittagsmahl war stets mit guten Platten, der Jahreszeit angemessen, geziert, womit die rührige Tante ihre Kochkunst rühmlichst bekundete; in besonders geistreicher Unterhaltung taten sich die Herren Väter und Frauen Mütter nicht hervor; die Hauptsache war das Essen

*) Vergleiche Theodor Meyer-Merian, ein Lebensbild von J. J. Oeri, nebst einem Anhang von Gedichten des Verstorbenen. Basel, H. Georgs Verlag.

und der Trunk dazu, ein reingehaltener, vorzüglicher Markgräfler. Die oben aufgezählten Kinder stellten sich in der Regel erst um zwei Uhr zum Kaffee ein, unterhielten sich mit Kocherei, Komödienspiel und den Erzählungen der alten Köchin Lisbeth, deren viele mir immerfort im Andenken sind. Erst um 5 Uhr versammelte sich dann Groß und Klein zum Abendessen und gegen 8 Uhr ward der Heimweg angetreten. Durch diese Familientage, deren Andenken ich namentlich im Hinblick auf die ehrwürdige Veranstalterin noch segne, traten wir Vettern und Cousinen uns näher. Das Übergewicht lag in allen Teilen bei der Meyer'schen Familie mit ihren drei starken lebensfrischen Burschen und meine Wagschale schnellte dagegen, namentlich auch infolge meines delikaten Aussehens und meiner Sensibilität, bedeutend in die Höhe. Wenn irgend etwas angestellt wurde, sei es im Stadt- oder Landlokal, so mußte ich der Sündenbock sein und den Zorn der Tante über mich ergehen lassen. Darum waren mir die Sonntage ohne Familientag lieber.

Diese wurden besonders in der schönen Jahreszeit zur Wanderung nach dem Rothhaus*) benützt. Dort wohnten nämlich meine Großeltern mütterlicherseits, der ehrwürdige, sich höchsteigen fühlende Herr Ratsherr Merian und seine lebhafte, etwas gebückte Ehehälfte Rosina geb. Iselin. Die Besitzung Rothhaus nebst den Gütern Lachmatt und Au, zusammen einen Complex von zirka 350 Jucharten bildend, gehörte den Großeltern. Von Außen etwas vernachlässigt, barg es in seinen klösterlichen Räumen sehr freundliche Säle, Zimmer und Hausflure, eine Bibliothek mit Prachtwerken, einen herrlichen Obst- und Ge-

*) Ein Landgut bei Schweizerhalle.

müsegarten mit Bosquets bis hinunter an den Rheinstrom. Da stand denn der Herr Großpapa, kräftig an Körper und Geist, stattlich wie ein Patriarch, an den Sonntagmorgen am Fenster, sein Fernrohr in der Hand die Straße entlang nach der Hardt spähend, ob dieser oder jener Gast erscheinen wolle. Der Sammelplatz für uns war am St. Albantor; Da erschienen nach der Frühpredigt der Herr Polizei-Lieutenant Meyer, der alte Herr Leonhard Respinger, ein Familienerbonkel, der Herr Karl Merian mit seinen Töchtern, mein Vater u. s. w. Die Herren steckten ihre Pfeife an und dann bewegte die Colonne sich vorwärts übers Birsfeld durch die damals sehr dicht bewaldete, nur von schmalen Fußwegen durchschnittene Hardt. Es gab im Rothhaus keine ordentliche Tafel wie bei der Großmutter Hoffmann, doch paradirte immer eine gute Platte, die der Bote regelmäßig in der Stadt holen mußte, von der wir Kinder indes am wenigsten zu kosten bekamen. Uns dauerte das Tafeln nur zu lange und wir waren glücklich, so bald wie möglich hinausbrechen zu können in den großen Hof, hinunter ins Bosquet am Rhein, über Wald und Feld. Abends war dann gewöhnlich die Zahl der Gäste noch größer und im großen Corridor schmeckte uns das Essen wie Königen, weil wir frei und ungebunden waren. Wenn der Großpapa gut aufgelegt war, ließ er seine beiden alten Füchse an den großen Wagen anspannen und wir rasselten in heiterster Stimmung bis an das Brücklein am St. Albanteich.

---

3. Aus der Schulzeit.

In der Gemeindeschule, in die man mich zu meinen Altersgenossen steckte, behauptete ich nur einen mittleren Rang. Meine Beweglichkeit brachte mich stets zurück, so daß weniger Begabte und weniger Fleißige in höherm Rang vor mir saßen. Doch ließ ich mir von andern Buben niemals auf die Zehen treten; war ich körperlich nicht sehr stark, so halfen mir mein Mut und meine Behendigkeit durch alle Raufhändel glücklich hindurch. Unter allen Schulkameraden waren mir die Nachbarn Niklaus Halter (späterer Ratsherr), Gustav Wehrlin und Wilhelm Rumpf (späterer Cand. der Theologie) die genehmsten, letzterer hauptsächlich deshalb, weil ich mich als seinen Beschützer gegen die Raufbolde aufstellte und ihn täglich zur Schule abholte.

Ich lernte nicht leicht, aber ich darf sagen mit Fleiß, und hatte große Vorliebe für deutsche Sprache, Geographie und Geschichte, während mir Latein und Rechnen viel zu schaffen machten. Ich brachte es bis in die V. Klasse des Gymnasiums und studirte fleißig meinen Cornelius Nepos, machte auch die algebraischen Gleichungen ordentlich mit, aber am besten geriet mir der deutsche Aufsatz. Die aufgegebenen Themata kleidete ich gern in Geschichten ein und war es mir ein Spaß, einen ganzen Druckbogen zu liefern, während andere die Aufgabe auf zwei Seiten abmachten. Mein damaliger Lehrer, Dr. Fechter, belohnte meinen Fleiß damit, daß er mich zu sich in sein Kabinet einlud und der Korrektur meiner Arbeit beiwohnen ließ. Später kam ich aber zu einem unverständigen Lehrer, der mir den Fleiß dadurch gründlich ver-

leidete, daß er meine in jugendlicher Empfindsamkeit und etwas schwülstiger Sprache verfaßten Arbeiten der ganzen Klasse mit spottender, weinerlicher Stimme vorlas und dadurch meinen Mitschülern auf meine Unkosten einen wahren Jux bereitete. Am liebsten war mir das Turnen, das gerade zu jener Zeit freiwillig neben der Schule eingeführt wurde und aus dem sich bald das Kadettenwesen entwickelte. In militärischer Ausrüstung (mit Zwilchhosen und Zwilchjacke, grüner Mütze und rotem Band, schwarzes Lederzeug und Feuerstein am Gewehr) machten wir manche Turnfahrt nach benachbarten Aussichtspunkten. Ich brachte es bis zum Wachtmeister unter den Jägern und war nicht wenig stolz auf Säbel und goldene Schnüre. Am Ostermontag und Pfingstmontag verband man die Ausflüge mit Scheingefechten und viel Pulververschwendung. Wie glücklich zog die junge Schar mit Sang und Klang durch Dorf und Stadt! Es war ein Lehrer Schaffner, dem wir diese Einrichtung dankten und den wir liebten als unsern besten Freund.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1830 begannen in verschiedenen Kantonen jene Wirren, welche die neue Staatsverfassung von 1848 zur Folge hatten. Der Kanton Basel war damals noch ungeteilt. Da stellte die Landschaft eine Reihe Begehren um Gleichstellung der Landbürger mit den Stadtbürgern, so die Wahl der Mitglieder des Großen Rates nach der Kopfzahl, die Abschaffung der Privilegien u. s. w. Obschon die Basler Bürgerschaft damals eine der liberalsten der Schweiz war, ließ sie sich doch von der Aristokratie dazu betören, die Bewegung mit Waffengewalt niederzuhalten. Im Winter 1830/31 wurde die Stadt mit schwerem Geld in Verteidigungszustand gesetzt, die alten Wälle mit Baumwoll-

ballen bestellt und mit Kanonen bespickt. Die Burgerschaft trat unter die Waffen. Es fanden Ausfälle nach den benachbarten Gemeinden statt, wobei es Gefangene, Verwundete und Tote gab. Ein im Spätjahr 1831 nach Liestal unternommener Feldzug nahm ein zweifelhaftes Ende. Die Eidgenossenschaft war mehr auf Seite der Landschaft und Basel verbiß sich immer mehr in Starrsinn und Leidenschaft.

Auf die liebe Jugend hatte diese kriegerische Epoche einen großen Einfluß. Die Schulen wurden nur unregelmäßig gehalten, denn die Lehrer und Professoren waren in der Burgergarde inkorporirt und hätten keinen sonderlichen Ernst für den Unterricht. Die Jugend freute sich über größere Freiheit und nahm natürlich Partei für die Stadt; sie kopirte die Väter, die sich mehr mit Soldatenspielen als mit dem Geschäft befaßten, und hatte großes Vergnügen an Aufzügen, Paraden und Alarm. Alle meine Onkel und Vettern waren in den Strudel der Leidenschaft hineingerissen; mein Vater hingegen, obwohl als Wachtmeister in der Burgergarde pflichtmäßig funktionirend, verlor sein klares Urteil nie. Er bedauerte das zu gereizte und stürmische Begehren der Landschaft, aber noch mehr verurteilte er die Blindheit und Verstocktheit der städtischen Regierung. Ich konnte ihn damals nicht recht begreifen und hätte ihn gerne ebenso erregt gesehen als seine disputirenden Verwandten.

Es war am 1. August 1833 als mein Vater mit mir von Basel abreiste, um mich in ein Pfarrhaus im Neuenburgischen zu begleiten, wo ich in der französischen Sprache ausgebildet werden sollte. Das Ziel unserer Fahrt war Fontaine im Val-de-Ruz. Dort stand der große runde Pfarrer vor seiner mit den Kantonalfarben bemalten Türe und hieß uns willkommen. Als mein Vater zwei Tage später nach Chaux-

defonds und Locle spazirte, kam er in großer Bestürzung zurück, denn schon war die Kunde von dem völlig mißglückten Ausfall der Basler am 3. August in jene Berge gedrungen und mein Vater ließ sich noch am gleichen Abend zur nächsten Post für Basel über den Berg kutschiren.

---

4. Im Pfarrhaus zu Fontaine.

Mein erstes Vergnügen, das mir die Pension bot, war am Tag nach unserer Ankunft das Geburtsfest des Königs von Preußen, dem der Kanton Neuenburg damals noch halbwegs angehörte. Die Hauptstadt mit Schloß, Quais und Promenaden war festlich geschmückt und vom herbeigeströmten Landvolk belebt. Getreu dem monarchischen Charakter dieser Feste gab es militärische Paraden und Musik auf den Promenaden, für die Jugend glattgeschälte, in den Boden eingesetzte Tannen, mit Preisen für die kühnen Kletterer behangen, und allenthalben das Geschrei: Vive le Roi! Am Abend wurde in unserm Pfarrhaus mit den Pfarrtöchtern und einigen Töchtern der Dorfmagnaten ein munterer Tanz abgehalten.

Unsere Lebensweise war eine höchst einfache, die Wohnung beschränkt und das Essen frugal. Der Herr Pfarrer bekümmerte sich nur um den richtigen Eingang der Pensionsgelder und verbrachte den größten Teil des Tages vor der Haustür im Gespräch mit vorübergehenden Pfarrkindern, während der Unterricht einem Herrn Lehrer überlassen blieb. Glücklicherweise war dieser von hervorragendem pädagogischem Talent, das jeden einzelnen Schüler richtig zu tariren und

weiterzuführen verstand. Ich arbeitete mit Lust vom frühen Morgen bis in die Nacht, ja unser Wetteifer war so groß, daß wir auf eigene Kosten Licht anschafften und mitten in der Nacht um den Tisch herum sitzend unsere Aufgaben machten. Es ging eine vollständige Umwandlung in mir vor und in anderthalb Jahren lernte ich mehr als vorher in sechsen. Ich habe damals erfahren wie wohltätig es für den Jüngling ist, wenn er ungeplagt von pedantischem ledernem Schulzwang in gesunder Natur und unter einfachen Verhältnissen seinen Studien obliegen kann.

Ich sollte nun auch konfirmirt werden. Hätte dies durch meinen Lehrer geschehen können, so wäre meinen Wünschen die Krone aufgesetzt worden, aber es mußte leider beim Herrn Pfarrer durchgemacht werden. Er ließ uns den Neuenburger Katechismus dergestalt auswendig lernen, daß wir alle Fragen und Antworten wörtlich wiedergeben konnten. Der Katechismus war das Werk einer verknöcherten Orthodoxie, ohne Geist und ohne Leben. Als Ostern heranrückte, war ich noch stets vor dem Vorhang des Heiligtums, das mir durch den Unterricht hätte aufgehen sollen, und ich hoffte immer noch auf den großen Effekt der letzten Stunden. Diese kamen. Die Jünglinge erschienen in ihren schwarzen Kleidern, die Jungfrauen im schwarzen Rock, den Kopf mit einem steifen weißen Tuch aufs abscheulichste verunstaltet. Wie sich die Mädchen die weißen Tücher gegenseitig umbanden, gab es allgemeines schallendes Gelächter, bis die Schritte des Herrn Pastors im Hausgang hörbar wurden. Dann plötzlich allgemeine Stille und das große Vorspiel der Generalbeichte, der Sündenvergebung und Beschwörung des Glaubens. Nun allgemeines Schluchzen und Heulen. Ich war keiner Begeisterung fähig, unter fünfzig

der Einzige mit trockenen Augen und nüchternen Sinnen . . . Als ich droben allein stand unter dem Giebel des Hauses, wo ich so oft in stiller Morgenfrühe brünstig gebetet, da war mir klar, daß ich noch nicht erleuchtet sei, die Hülle trotz allem brünstigen Verlangen noch nicht zerrissen, der innere Mensch noch nicht zum Durchbruch gekommen. Ich war recht sehr unglücklich und betete um die rechte Konfirmationsstimmung, aber mein Inneres blieb kalt und die ganze Geschichte lag wie außer mir. . . Die angefüllte Kirche und die Chöre des Dorfgesangvereins erleichterten etwas den Druck, der auf meiner Seele lag. Aber wie der Pfarrer wieder anhub mit seinen niederschmetternden Gebeten und seiner zermalmenden Predigt, da zog mir die Kälte wieder ins Herz; das Knien und Bekennen unter dem Geschluchze und Gejammer der Kameraden wurde nur mechanisch mitgemacht. Ich kam unerbaut nach Hause und verbarg mich hinter meinem Kommunionbuch. Statt Friede und Glück war Kampf und Unbefriedigung in mein Herz eingezogen, und bei der Kommunion ging es mir um kein Haar besser.

Unser Herr Pfarrer war außerordentlich mit mir zufrieden und hatte keine Ahnung, daß ich innerlich unglücklich war.

Früher war ich mit meinem lieben Gott so glücklich und so vertraut, ich lebte und webte in Klopstocks Oden und in Gellerts Liedern — jetzt stand es wie eine Wand zwischen mir und meinem Jugendgott, mein offener natürlicher Freimut war dahin. Ich hatte die innerste Begierde, ein gottgefälliger Mensch zu sein und plagte mich in meinem Innern recht erbärmlich ab, aber immer mußte ich mir sagen, ich sei noch nicht durchgedrungen. Jeden Abend legte ich meinem Herrn Jesus ein langes Verzeichnis meiner Fehler und Sünden

in den Schoß und bat ihn lang und angelegentlich, bei Gott Vater deren Vergebung zu erwirken. Aber der düstere Seelenzustand wollte nicht weichen und nur allmälich half mir die Arbeit darüber hinweg.

---

5. Berufswahl und harte Jugendzeit.

Es hatte sich von Jugend auf wie von selbst verstanden, daß ich die kaufmännische Carriere einschlagen werde und meine Mutter sprach mir schon als Knaben zu, wie schön es wäre, wenn ich einmal ein Magazin mit Seidenstoffen hielte. Eines Tages stand diese Mutter unerwartet vor mir und erzählte mit ihrer angebornen Lebendigkeit, mein Vater habe sich um meinetwillen mit zwei seiner Schwäger zum Betrieb einer Bandfabrik associrt, deren Werkführer ein Franzose aus St. Etienne sei, der die Fabrikation gründlich verstehe; es werde schon seit einem Monat gearbeitet und zum Beweis zeigte sie mir in voller Herzensfreude ein Paket fabrizirter Muster. Meine Mutter konnte die Kälte nicht begreifen, mit der ich diese Neuigkeit aufnahm und sie lachte mir ins Gesicht, als ich ihr von Fortsetzung meiner Studien und der Rechtswissenschaft sprach. Mein Traum war zerstört. Die Mutter meinte es gut: ich könne meine Lehre auf dem Rothhaus in der freien Natur draußen machen; beinahe spielend werde ich zum Fabrikanten herangebildet und habe dann eine glänzende Carriere vor mir, denn an den Bändern verdiene man seine 50 und 60 Prozent. . . . Ich nahm herzlichen Abschied von meinem Lehrer und meinen Kameraden, vom Pastor und seiner lieben

Frau, die stets wie eine Mutter für mich gesorgt hatte, und kaum in Basel zurück, ging es nach dem Rothhaus.

Mein Vater führte mich in die Fabrik ein, wobei er mir ängstlich und wenig guten Mutes schien. Der Onkel schwatzte mir den Kopf voll mit einer Menge schöner Aussichten. Der Franzose empfing mich sehr höflich. Ich war im höchsten Grad niedergeschlagen über die kleinlichen Verhältnisse des Geschäfts, über seine geringe Einrichtung und sofort stieß mir die Frage auf, ob daraus etwas werden könne. Herausgerissen aus meiner Niedergeschlagenheit wurde ich, als mir im Baumgarten meine Tante entgegen kam mit ihrer Tochter Elise, meiner Jugendgespielin, einem schlanken, frischen Mädchen von 15 Jahren. Ich hatte zunächst meine Verwandten in der Stadt zu besuchen. Als mich meine Schwester sah, brach sie in lautes Weinen aus und klagte, es sei wegen Gründung der Fabrik zwischen ihrem Mann und meinen Eltern ein Zwiespalt entstanden, er schenke diesem Geschäfte wenig Zutrauen, in das der gute Vater von unserer leicht erregbaren Mutter und einem strubligen Oheim verwickelt worden sei. Gleiche Anspielungen wurden mir von anderer Seite gemacht. . . .

Im Geschäft fand ich allerdings Arbeit, denn das ganze Komptoir-, Ferg- und Ausrüstungspersonal bestand aus unserm Franzosen und mir. Eine meiner ersten Aufgaben war, Seidenstrangen mit den nötigen Spulen in die benachbarten Dörfer zu tragen und von dort die aufgewundenen Spulen zurückzubringen. Da hatte ich denn meinen länglichen Korb auf den Schultern, durchzog singend in raschen Schritten Wald und Wiesen und war bei den alten Seidenwinderinnen bald ein guter Bekannter. Zu Hause galt es, Seide und Spulen

auszuwägen, das Winderbuch und das Posamenterbuch zu führen und mit den Arbeitern in den zerstreut liegenden Dörfern von Baselland und Solothurn zu korrespondiren. Die Arbeit dauerte bis spät in den Abend hinein, und wie war ich dann so glücklich, in meiner altertümlichen Stube noch ein paar Stunden allein der Lektüre und dem Studium leben zu können.

So verstrich das Frühjahr und der Sommer 1835. Mein Vater war nicht in der rosigsten Laune, denn die Fabrik verlangte immer mehr Fonds. Meinen Oheim hörte ich hundertmal sagen: Gebt mir nur Geld, wir führen Alles aus! und das Geld kam aus dem alten Tuchgeschäft, aber den Vater drückten immer schwerer die Sorgen. Es wurde unter Leitung des Franzosen massenhaft fabrizirt und — in den Kasten gelegt, ohne daß die erwarteten Käufer erschienen. Wie oft habe ich mich in meiner Kammer auf die Knie geworfen und Gott recht inbrünstig gebeten, er wolle doch mit einer der nächsten Posten uns einen großen Käufer zusenden ... die Post rasselte heran und vorbei. Das Hineinpfuschen in alle Genres und die zu geringe Sorgfalt in der Ausführung verschaffte uns nur solche Kunden, die anderwärts nicht ankamen und diese drückten dann die Preise durch allerhand Chikanen herunter.

Ich diente der Fabrik von 6½ Uhr morgens bis 7—8 Uhr abends. Unten, neben der Wirtsstube, waren nach Ordnung der Ortschaften die Pakete aufgestellt; zwischen 7 und 9 Uhr kamen die Boten einzeln oder in langen Reihen angefahren, meist schlaf- oder weintrunken. Ich mußte zum Fenster hinaus jeden Einzelnen anrufen, ihm nachspringen, ihn wachrufen und ihm dann schließlich die Waare übergeben. Mehrmals wurde ich von den Hunden angefallen, welche diese Boten mit

sich führten. Im Winter mußte das gleiche Geschäft mit der Laterne in Schnee und Regen abgetan werden. Das also waren die schönen Tage, das die brillante Lehrzeit, welche mir meine liebe Mutter in bester Wohlmeinenheit verschafft hatte!

Zum großen Glück war in mir selbst ein Licht angezündet, das immer kräftiger leuchtete, denn bei einer materiellen Gesinnung wäre ich versimpelt und untergegangen. Am frühsten Morgen schlenderte ich schon mit meinem Torquato Tasso herum. Dann elfstündige Arbeit in der Fabrik und von 9 Uhr an Klavierübung und musikalisches Studium. Um diese Zeit fielen die ersten Strahlen einer religiösen Befreiung in mein dunkles und geängstigtes Gemüt. Durch meinen Vetter Theodor Meyer lernte ich Riggenbach*) und Biedermann**) kennen, die beide damals Theologie studirten. Es waren die Tage, wo das Leben Jesu von D. Fr. Strauß erschien. Dieses epochemachende Werk wurde von uns jungen Leuten besprochen und in mir gingen plötzlich Lichter auf. Ich machte mich an Lessing und Herder, denen ich sehr viel verdanke. Meine Auszüge aus ihren Schriften schickte ich meinem Freund Wilhelm Rumpf, der damals in Erlangen studirte, der aber, pietistisch erzogen und von fanatischen Lehrern umgeben, einfach erklärte, man müsse glauben, und was davon abziehe, das sei nur Teufelswerk. Diese pfäffische Sprache bestärkte mich nur in meiner neuen Gesinnung. Die mir aufgedrungene christliche Mythologie erbleichte immer mehr, indem mir heller und klarer das Gottesbild des Weltenerbauers und Weltenvaters aufging, der mit seinem Odem alles durchdringt und

---

*) Professor der Theologie in Basel.

**) Der berühmte freisinnige Theologe, gestorben in Zürich.

belebt; ihm gehörte ich mit Seel' und Sinn an, wie neugeschaffen und wiedergeboren.

Aber im Geschäft gab es nur erneute Sorge. Es wurde ein Geschäftsinventar aufgestellt und statt eines Nutzens stellte sich ein Verlust heraus. Die Folge davon war, daß mein zweiter Onkel aus dem Geschäft ausschied und bloß noch der auf dem Rothhaus wohnende Onkel und mein Vater darin blieben. Ich verdoppelte meinen Eifer und unter Tränen und Händeringen bat ich den lieben Gott täglich, er möge meine Arbeit segnen und meine lieben Eltern von Kummer befreien.

Unterdessen war meine Cousine Elise aus dem Institut zurückgekommen, eine schlanke Jungfrau von lebhaftem Sinn und erregbarem Gemüt. Die leisen Anfänge einer Neigung zu ihr hatten schon in meinen Schuljahren begonnen und immer tiefer Wurzel gefaßt; nun schossen sie zu einer herrlichen Pflanze empor. Dies geschah alles so zart und unschuldig, daß es den Genuß unseres Beisammenseins auf den höchsten Gipfel steigerte. Nach dem Nachtessen wurde mit den Eltern gemeinschaftlich etwas gelesen und auch Elise dazu eingeladen. Da war es mir denn allerdings sehr behaglich und zweimal in der Woche gab ich ihr Unterricht in der englischen Sprache. Wenn ich ihr dann gegen 10 Uhr die Treppe hinaufleuchten durfte, wurde das „Gute Nacht“ ein paar Mal wiederholt, bis sie hinter Schloß und Riegel verschwand. Aber dieses Stillleben wurde durch den Tod meiner Großmutter Hoffmann und meines Großvaters Merian unterbrochen. Die Erbteilung des letztern fand innerhalb der Familie in Form einer Versteigerung statt. Mitten in den erregten Szenen blieb mein Vater sehr ruhig. Er hatte sein Auge auf die Bibliothek geworfen und als diese unter den

Hammer kam, bot er so lange, bis sie ihm zugeschlagen wurde. Das war auch für mich eine ganz außerordentliche Freude, denn mir lag die Aufstellung und Ordnung der Bücher in einem besonders dazu hergerichteten Zimmer ob.

Es war um diese Zeit, daß ein Herr Hofrat v. Glenck zu meinem Onkel kam und ihn um ein Stück Land anging, auf dem er Bohrversuche nach Kochsalz zu machen gedenke. Die Sache wurde leichtsinnig genug und ohne Vorbehalte abgeschlossen. Es wurde ein Salzlager glücklich entdeckt und die Saline Schweizerhalle blühte auf. Aber durch Intriguen aller Art und falsche Auffassung der Situation verlor mein Onkel alle Vorteile, die ihm das Auffinden des Salzlagers auf seinem eigenen Grund und Boden hätte bringen können.

---

6. Eine kleine Schweizerreise.

Ich spannte meine Kräfte über die Grenzen des Erlaubten an. Die Folge war ein unheimliches Husten und Melancholie. Als der Arzt endlich befragt wurde, verlangte er das sofortige Verlassen des Geschäfts und einen Aufenthalt in gesunder Bergluft. Eines Sonntags frühe brach ich nach dem Rigi auf, etwas Geld und einen Zürcher Empfehlungsbrief in der Tasche, den Tornister auf dem Rücken. Ein unbeschreiblich wohlthuendes Gefühl überkam mich, aus all dem Geschäftskummer heraus und in die reiche Sommernatur hinausziehen zu können. Mein Weg ging vom Rothhaus auf Fußwegen über Pratteln nach Liestal und dann auf der Land-

straße über Sissach das Homburgertal hinauf nach dem untern Hauenstein. Der Weg abwärts ging rasch von statten, Olten war erreicht und von dort führte eine heiße staubige Landstraße nach Aarburg, wo meine Cousine Leonore sich in einem Erziehungsinstitut befand. Es war mir angenehm bei ihr zu verweilen und nach dem Abendessen durfte sie mich an der Hand ihrer Madame gegen Zofingen hin begleiten, wo ich im Ochsen einkehrte. Des andern Morgens war ich schon um 4 Uhr wieder in den Stiefeln und marschirte auf staubiger Landstraße fürbaß nach Sursee, wo ein Stündchen Rast und der dampfende Kaffee dem Wanderer wohltaten. Zum Mittag wollte ich in Luzern sein und marschirte tapfer drauf los, aber oft war es mir, ich könne nicht mehr weiter und warf ich mich der Länge nach unter einen schattigen Baum. Eben schlug die Glocke zwölf, als ich zum Luzerner Stadttor hineinhinkte und vom Torwächter angerufen wurde: Uf was für e Metier reise Sie? Dilettant! antwortete ich, und er schrieb richtig in sein Buch: Musikant!

Im Gasthaus zur Waage begann eben die Table d'hôte. Ich stand schon einige Minuten im Hausgang, die Kellner rannten mit Suppe und Anderm an mir vorüber und keiner wollte mir Stand halten. Endlich maß mich so ein Bursche vom Kopf bis zu den Zehen und wies mir unmutig ein kleines Gemach an. Der nämliche Mensch war aber ganz wie verwandelt, als ich ein paar Minuten später umgekleidet an der Tafel Platz nahm. Abends nahm ich ein Fußbad, schmierte die Füße mit Bleiweißsalbe ein und legte mich mit dem Vorsatz nieder, morgen mit dem ersten Bote abzufahren. Ich kann die Seligkeit gar nicht beschreiben, die mich erfüllte, als wir den herrlichen Ufern des Vierwaldstättersees entlang

dampften, als sich seine Arme nach rechts und links öffneten, mit Pilatus und Rigi und dem herrlichen Ausblick nach Unterwalden. Ich war der glücklichste der Menschen. Es stiegen in Weggis bloß einige wenige Passagiere aus, darunter ein katholischer Geistlicher, dem ich auf dem Schiffe stets ausgewichen war. Ich hatte ihn am Abend vorher beim Löwendenkmal getroffen, wo er in auffälliger Weise alle die kleinen Kapellen besuchte. Dieser Mann drängte sich mir im gleichen Moment auf, als ich einen Burschen engagirte, der mir den Weg zeigen sollte. Ich war sehr kurz in meinen Antworten, aber doch zu wohlerzogen, um auszureißen. Je höher wir stiegen, desto weniger bekümmerte er sich um die Kreuze und desto mehr sprach er sich über die schöne Natur aus. Wir gerieten in Diskurs über naturwissenschaftliche Fragen und er wußte mit besonderer Gewandtheit die wissenschaftliche Forschung mit der Entwicklung der katholischen Kirche in Einklang zu bringen. Auf dem Kulm konnte man uns nur ein Zimmer mit zwei Betten geben und so waren wir wieder zusammengebunden. Andern Tages erklärte er mir, daß ich absolut mit ihm reisen müsse und zwar über den St. Gotthard und die Grimsel nach dem Berner Oberland. Er bot sich sogar an, mir Geld vorzustrecken und meine Eltern in Basel über die Abänderung des Reiseplans zu beruhigen. Am Frühstück erbot sich ein junger Offizier aus Algier, die Tour mitzumachen und weiter gesellte sich uns der preußische Minister von Eichhorn zu, der mit seinem Bedienten reiste. So wanderten wir bei prachtvollem Wetter bergabwärts Goldau zu und dann dem Lowerzersee entlang nach Brunnen. Als wir uns in einem Nachen zum Rütli überführen ließen, machte sich der Herr Minister ein Vergnügen daraus, über die Tellsage zu spotten, wogegen

ich mit patriotischem Feuer dafür sprach, was die Leute amüsirte. Das Betreten der Tellskapelle wirkte auf mich gleich begeisternd, wie auf einen gläubigen Katholiken das Knien vor dem Gnadenbild in Einsiedeln.

Im Refektorium des Kapuzinerklosters zu Andermatt war die Tafel gedeckt, jedes Couvert mit drei blanken zinnernen Tellern. Der Prior führte uns in die Bibliothek und in die Kirche, unter beständigen Klagen darüber, daß die Gaben für Kirche und Kloster immer spärlicher flössen in dieser traurigen Zeit. Als wir wieder ins Refektorium zurückkehrten, stand der nackte Tisch vor uns, die Laken und die glänzenden Teller waren entfernt und an deren Stelle hölzerne Platten gelegt, mit einem magern Käse in der Mitte. Das Kloster sei so arm, erklärte der Prior mit weinerlicher Stimme, daß die guten Brüder nur von magerm Käse und Schwarzbrot leben müßten. Dieser Hokuspokus war selbst unserm geistlichen Mentor zu viel, der mit Unwillen die Stätte verließ. Seine Hoffnung, im Kloster zu tafeln, war zerronnen, wir machten die Sache im Gasthof ab und wanderten dem Rhonegletscher zu. Der dortige Gasthof war damals noch eine höchst primitive Herberge. Die Leute mußten mich für einen Prinzen halten, der von einem hohen Geistlichen begleitet reise, denn sie deckten den Tisch mit großem Zeremoniell, brachten Fisch und Fleisch und Wildpret, nebst allem Möglichen, so daß mich eine Seelenangst überkam wegen der hohen Zeche, was denn meinen Mentor höchlich amüsirte.

Den folgenden Morgen krabbelten wir die Mayenwand hinauf, es war kalt und der Boden dick mit Reif überzogen, so daß es vorsichtig zu gehen galt. Im Grimselhôtel wurde uns wieder ein sehr untertäniger Empfang zu Teil und ein

flottes Frühstück; einige vornehme Engländer räumten mir und meinem stattlichen Begleiter sofort den Platz am wärmenden Kamin, was dem jungen Bürschchen sehr schmeichelte. Am herrlichsten aller Wasserfälle, dem Handeck, vorbei machten wir die starke Tour bis zum Finsteraarschlund und zum Reichenbach. Andern Tages ging es an den zierlichen Reichenbachfällen empor, als mein Begleiter plötzlich erklärte, die Tour über die große Scheideck nicht mitmachen zu können, mich im Stich ließ und umkehrte. Beim Abschied entpuppte er sich noch als Herr Abbé Schmied, Professor im Jesuitenkollegium zu Straßburg. Als ich dann allein die große Scheidegg hinauf stieg, grübelte ich lange nach, warum er mich erst so eindringlich als Begleiter gewollt und dann so schnöde auf die Weide gestellt?

Da fing ich denn recht an auszuziehen, was Brust und Beine vermochten. In Lauterbrunnen wurde Thee und Ei bestellt und nun machte erst die Tagesarbeit sich fühlbar; ich sah und hörte nichts mehr, alle meine Knochen und Knöchlein, alle meine Nerven und Nervlein zitterten, wie vom Fieberfrost geschüttelt. In Interlaken blieb mir nur noch ein Fünfliber, zu wenig, um nach Hause zu kommen. Nun hatte meine Mutter kurz vorher einige Wochen hier zugebracht und zwar in Pension bei einem Apotheker. Ich strich eine Viertelstunde vor seinem Laden hin und her und ging endlich hinein. Ich zeigte mein Empfehlungsschreiben nach Zürich und bald klingelten 15 Franken in meiner Tasche. Nun schmeckte mir das Frühstück wohl. Meine Fahrt nach Thun und Bern und Biel lief gut ab; von hier ging ich durch das Münstertal zu Fuß heimwärts. Als ich, in Basel angelangt, um's Aeschentor bog, bettelte mich ein armer Reisender an; ich gab ihm meinen letzten Batzen, der mich in der Tasche drückte, und zog eine

Stunde später vergnügt im Rothaus ein. Ich war durch die Tour gesundet an Körper und Geist, und meiner Cousine Elise brachte ich einige teils fertige und teils skizzirte Lieder nach Haus.

---

7. Vermehrte Geschäftsnot.

Es wäre alles recht gewesen, wenn nur unser Geschäft eine bessere Entwicklung genommen hätte. Wir hatten mittelst eines Agenten, den man nicht kannte und dem man nicht nachging, mit dem Platz Paris eine größere Anzahl Geschäfte angebunden; es wurde fabrizirt, versandt und Wechsel um Wechsel trassirt; aber diese kamen nach Verfallzeit fast sämtlich protestirt zurück. Mein Vater grämte sich unendlich, sein wohlerworbenes Vermögen je länger je mehr gefährdet zu sehen. Von deutschen Kunden hatten wir auch nur solche, die immer mit Rabatt kauften. Es waltete über jedem Unternehmen ein Unstern, wobei ich nicht bestreiten will, es sei gesündigt worden von meinem Oheim und aus purer Güte auch von meinem Vater; aber es werden unter gleichen Bedingungen Geschäfte betrieben, die gut ausschlagen. Ohne diesen Kummer, der mir am Herzen fraß, hätte ich eine glückliche Zeit verbracht. Das gute Einverständnis mit meinen Eltern, die Neigung zu meiner Cousine, meine Lust am Studium und an der Arbeit erbauten mir ein reiches inneres Leben. Ich abonnirte auf die Kasinobälle und auf die Konzerte in Basel. Öfter ging ich auch ins Theater und spazierte zu Fuß nach der Stadt und nach Schluß der Vorstellung ebenso wieder heim. Der Weg durch

die Hardt wurde mir so gewohnt, daß ich bei Tage stets mein Buch bei mir haben und beim schnellsten Laufen lesen konnte. Bei Nacht sang oder improvisirte ich, daß es laut im Wald wiederhallte und mancher Begegnende mich für einen Narren gehalten haben muß. Auch mit Hofrat v. Glenck und seiner Familie in der aufblühenden Schweizerhalle führten wir ein lebhaft geselliges Leben und wurde mir gestattet ihn sogar auf einer Reise nach Savoyen zu begleiten. Er war Plutonist und geriet vollständig in Begeisterung, wenn er von der Zeit sprach, wo die Erdkruste, indem sie sich mehr und mehr zusammenzog, spaltete, die Wasser in diese Spalten hinabflossen, sich zu Dampf entwickelten und unter majestätischem Gedonner die Berge aus dem Schoß der Erde emportrieben. Er schloß aus den kleinen Erscheinungen auf die großen und so lebten und freuten wir uns am Erforschen und Erkennen der großen Schöpfungsgeschichte.

Der Hauptzweck unserer Reise war der Besuch des Salinenwerks bei Moutier. Auf der Rückreise trennten wir uns in Genf, weil er eines Rasttages bedurfte und ich ins Val-de-Ruz eilte zum Besuch des Pfarrhauses in Fontaine. In Neuenburg trafen wir wieder zusammen und kehrten über den Jura heim.

Der Ausflug hatte mich gestärkt, trug aber nicht dazu bei, mich über unsere geschäftliche Lage zu beruhigen. Wir waren auf unrechter Fährte, ich fühlte es wohl und auch die Ohnmacht zu helfen. So verstrich unter Kummer und Sorge und einzelnen glückseligen Augenblicken die Zeit und ich trat mein 19. Jahr an. Mehr als je verwandte ich meine Erholungsstunden auf meine technische und sprachliche Ausbildung. Es wurde mir immer klarer, daß ich aus meinem Zirkel notwendig heraus müsse. Die Mutter begriff mich wohl und

unterstützte mich, allein dem guten Vater wollte es nicht in den Kopf. Da brachte ein unglücklicher Umstand mir eine glückliche Entscheidung. Unser Lager an fabrizirter Waare hatte sich angestaut und die Nachfrage war gering; es kamen wohl Kunden sich die Sache anzusehen, aber sie zuckten die Achseln, wollten Rabatt haben und kehrten wieder um. Hunderttausende von Franken in unverkäuflichen Bändern lagen da aufgestapelt in unsern Kisten und Kasten, und mir tat es in der Seele weh, wie mein Vater sich täglich mehr darob grämte. Nur in Brasilien machten wir ein gutes Geschäft; eine Kiste, die wir an ein junges Haus sandten, galt einen viel höhern Preis als die Faktura angab. Ich fand für das Beste nach Brasilien zu reisen, um dort eine Reihe solcher Geschäfte anzuknüpfen. Es war für meine Eltern eine böse Zeit, neue große Auslagen zu wagen und dazu den Tadel und das Nasenrümpfen der ganzen Verwandtschaft. Die Trennung kostete dem jungen Herzen viel Überwindung, aber es mußte ja sein. Elise sah dies auch ein und wir versprachen uns Zeichen an Mond und Sternen, jedes in der Hoffnung auf die Zukunft, und mancher feurige Kuß wurde auf Rechnung der künftigen seligen Tage vorausgenommen und manche heiße Träne geweint.

---

8. Nach Brasilien.

Schon zum Beginn der Reise sollte mir ein Abenteuer begegnen. In Mülhausen erklärte mir nämlich der Kondukteur, durch eine Nachlässigkeit der Post in Basel sei mein Coupéplatz nicht angezeigt worden und solle ich mich ins In-

terieur installiren. Ich beharrte auf meinem Recht, stieg in das Coupé ein und blieb merkwürdiger Weise allein. Aber als wir vor der Stadt angelangt waren, kamen drei Damen mit einem kleinen Kinde auf den Wagen zu; zwei sollten zu mir hereinsitzen und die dritte ins Interieur, da machte ich dem Streit ein Ende und räumte den Damen das Coupé ein. Im Interieur mußte ich den schlechtesten Platz rückwärts in der Mitte einnehmen und nur das Bewußtsein richtig gehandelt zu haben, ließ mich die Unbill ertragen. In Belfort füllte sich der Wagen von unten bis oben mit einem Trupp piemontesischer Arbeiter, die mit ihren Säcken, Käsen und Branntweinflaschen unter lautem Geschrei und Gestikuliren sich in den Raum teilten. Das Ungemach steigerte sich noch, als es einem der ans Postfahren nicht Gewöhnten sterbensübel wurde, so daß er von seinen Kameraden zum Fenster hinaus gehalten werden mußte. Kölnisches Wasser, das ich zum Riechen darbot, trank er mir zur Hälfte aus, worauf ihn noch größeres Unglück befiel, während der Wagen unbarmherzig über Stock und Stein davon rollte. Um so glücklicher schätzten sich natürlich die Coupédamen. Ich setzte das Ritteramt, einmal übernommen, mit allen Konsequenzen fort, sorgte bei den Halten für frisches Wasser, hob sie aus dem Wagen und wieder in denselben hinein, wofür sie mir in Paris erkenntlich zu sein versprachen. Nach drei Tagen und drei Nächten um die Mitternachtsstunde rasselte unsere Diligence in die Weltstadt hinein, aber als ich von den Damen Abschied nehmen wollte, waren sie schon mit ihrem Chapeau, der sie abgeholt, in einen Wagen gestiegen und mit den versprochenen Herrlichkeiten war es vorbei.

Paris, das ich nicht in jugendlichem Übermut und nicht mit der Absicht mich zu amüsiren betrat, war mir mit seinen

Kunstschätzen ein interessanter Aufenthalt. Es bot sich hie und da Gelegenheit zu Geschäften und diese Momente waren für mich die glücklichsten, denn meine Aufgabe hing mir zentnerschwer am Herzen. Die Gallerien und Kunstwerke besuchte ich mit großer Lust, auch die Theater verfehlten nicht einen gewaltigen Eindruck auf mich zu machen, und da ich ein naives Naturkind war, kam mein Gemüt dabei in die lebhafteste Wallung. Aber ich relatirte sorgfältig nach Hause und meine Gedanken hingen mit unerschütterlicher Treue an meiner geliebten Elise.

In Havre öffnete sich meinen Blicken ein neues Bild, der Hafen, die Bassins, die zum Mastenwald zusammengedrängten Schiffe und vor allem das Meer, das offene Meer. Ich hatte Briefe abzugeben, Empfehlungen für Brasilien abzuholen, mit dem Schiffsrheder zu verhandeln und die Stadt anzusehen. Vor allem ging es mit einem jungen Basler empor zu den Leuchttürmen und dort zeigte sich in all seiner Majestät das unendliche, dunkelblau anbrandende offene Meer. Am Karfreitagmorgen endlich hieß es unsere „Camelia" steche definitiv in See; als wir mit unsern Siebensachen herankamen war sie schon weit vorgerückt, so daß wir uns in ein Boot werfen und nachrudern mußten. Die Leute am Quai schwenkten die Hüte und wünschten uns gute Fahrt.

Kaum aus den Hafendämmen heraus fing die Camelia lustig an zu tanzen und nur zu bald fing es auch im Kopf zu tanzen an, mit einem unheimlichen Kitzel durch Magen und Glieder, und bald erzählte ich dem Meer den ganzen Speisezeddel. Die Mehrzahl der Passagiere war schon am zweiten Tag in besserer Verfassung, man wagte sich an die Tafel und musterte Schiff und Gesellschaft. Es waren nur

unser neun männliche Passagiere nebst einer Familie, die im Zwischendeck nach Brasilien zurück transportirt wurde. Ich hatte mich gut mit Büchern zum Studium des Portugiesischen und Englischen versehen; auch die deutsche Bibel wollte einmal ganz durchgelesen sein, ebenso der Messias von Klopstock und zur Erheiterung eine Anzahl Romane von Madame de Staël und Bulwer. Daneben führte ich ein Tagebuch und genoß alle Schönheiten des Meeres und alle Wunder des Himmels im Sonnenglanz und in der Sternenpracht.

Unsere Fahrt ging anfänglich gut von statten. Nach Verlauf einer Woche bekamen wir Madeira in Sicht. Da legte sich der Wind und trat erdrückende Hitze ein. Ein rasender Sturm heulte von Süden her über die Wogen. Die Camelia bäumte sich und wälzte sich unter Ächzen und Dröhnen. Das ganze Deck war unter Wasser und die Passagiere klammerten sich an die Bänke, in Todesangst zitternd. Ich ließ die Wellen über mich stürzen, jeden Augenblick darauf gefaßt einen Mast knicken und stürzen zu sehen. Es brauchte über zwei Stunden des hartnäckigsten Kampfes. Gegen Morgen strömte ein Wolkenbruch nieder. Als ich mein Lager aufsuchte, war es ganz übergossen und auf dem ganzen Schiffe nicht ein Plätzchen, um sich ruhig hinzulegen. Es strömte fort. Nach mehreren Tagen waren wir immer noch bei Madeira. Später hatten wir 14 Tage mit der Windstille zu kämpfen. Die Segel hingen schlaff an den Masten, das Schiff wälzte sich träge von einer Seite zur andern und die Sonne stach senkrecht auf die glühenden Planken. Mehrere Tage lagen wir absolut am gleichen Fleck, den vom Schiff abgekehrten Unrat stets vor den Augen. Als wir später die Linie passirten, wollte der Kapitän keinen Taufakt. Er erinnerte daran, daß die „Medusa“ wäh-

rend eines Taufaktes Schiffbruch gelitten und da er wegen der Abfahrt am Karfreitag unsere Reise überhaupt für eine unglückliche hielt, so war er doppelt ängstlich. Freitag den 5. Juni 1840, nach einer 48tägigen Fahrt setzte ich meinen Fuß in Pernambuco auf brasilianischen Boden.

---

9. In der fremden Welt.

Die neue Welt mit ihrer zauberhaften Vegetation machte auf mich den Eindruck, als ob ich im Mond angelangt wäre. Das prachtvolle, bleifarben glänzende Grün, die unendlich vielen hochragenden Kokospalmen, die großblättrigen Bananen, die stämmigen Orangenbäume und all das fremdartige Gebüsch fesselte meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade. Gleich fremdartig und komisch kamen mir die Menschen vor, die Neger und Negerinnen mit ihren grotesken Bewegungen, die in Weiß gekleideten Herren und Damen mit ihren gewaltigen Strohhüten und Sonnenschirmen, die vielen Reiter, das Tragen von Sänften, das barfüßige Militär u. s. w.

Mein Herr Prinzipal empfing mich freundlich und war zufrieden, daß ich im Portugiesischen schon etwas geübt sei. Man wies mir meine Kammer an: vier Wände und ein Kreuzstock ohne Fenster, ein Gestell von einem Feldbett, ein einfacher Tisch und zwei Stühle. Die übrigen Bequemlichkeiten zimmerte ich mir später selbst aus alten Kisten zurecht. Meine Gedanken hingen mit aller Macht an meiner Elise, an meinen Eltern und an unserm Geschäft. Leider sah ich die Hoffnung,

unsere Vorräte gut abzusetzen, nicht in Erfüllung gehen. Anstatt große Bestellungen nach Hause senden zu können, fand ich noch viel altes vor und hatte alle Mühe dieses wegzuschaffen. So wurde ich auch drüben von meinem Kummer nicht frei und mein Herz war schwer davon belastet.

Meine Trösterin war die prachtvolle Natur, der Himmel und die Erde und das Meer. Auch ein freundliches Haus öffnete sich mir, wo ich gute Aufnahme fand. Das war beim Schweizer Konsul Herrn B., der, mit einer Waadtländerin verheiratet, außerhalb Pernambuco eine Kampagne bewohnte. Dort verlebte ich manche trauliche Stunde und war jedesmal glücklich. An meine Elise schrieb ich doppelte Briefe; der äußere war bloß die Hülle des innern; der äußere enthielt allerlei Beschreibungen, der innere aber, der im äußern versteckt war, den eigentlichen Seelenerguß. Ich war eben ein weicher empfindsamer Jüngling, schwärmend für das Edle und Große, der wahre Typ eines ächten Romanhelden; ich kontrastirte scharf mit den mehr tatkräftigen, in der Wahl ihrer Genüsse und Ziele nicht sehr heikeln Charakteren in meiner Umgebung. Mit meinem Prinzipal kam ich außergeschäftlich gut fort und als plötzlich die Blatternepidemie sich über Pernambuco verbreitete, mieteten wir eine Stunde vor der Stadt ein kleines Landhaus und ritten nach vollendetem Tagewerk jeden Abend hinaus.

Nach neun Monaten Aufenthalt in Pernambuco schiffte ich mich auf einem Küstendampfer für Bahia ein, wo mich ein Schiffsgefährte in sein Landhaus aufnahm. Aber mein Reisezweck wollte sich auch hier nicht erfüllen. Die Geschäftsangst quälte mich täglich und stündlich wie eine chronische Krankheit, sie nahm mir viel von dem Reiz, den mein Auf-

enthalt sonst gehabt hätte. Mein Fehler war nie die Indolenz sondern eher das Zuviel- und Zwingen-Wollen ohne Anwendung der nötigen Vorsicht, um so mehr als man zu Hause auf meine Erfolge gespannt war und meine Aufträge eher erweiterte als mäßigte. Wir wohnten reizend am linken Bord des Hochplateau, auf dem die Altstadt liegt, und wenn wir des Abends den steilen Hang über glühendes Pflaster hinaufgeklettert waren, bot sich von unserer Terrasse ein herrlicher Ausblick über das vor uns ausgebreitete Rundgemälde: über die in gewaltigem Bogen sich ausdehnende Bucht mit der neuen Hafenstadt, dem Fort und den vielen bewimpelten Schiffen bis zum Kap Monserat und die in weiter Ferne hingestreckte Insel Itaparica. Aber die Terrasse hätte mir verhängnisvoll werden können, als ich an einem frühen Morgen mich mit einem Buche auf die Mauer setzen wollte. Da ein über die Mauer gelegtes Brett mit Thau benetzt war, kehrte ich es um. Im gleichen Augenblick sprang eine meterlange Schlange wie eine losgelassene Spiralfeder hervor und auf mich los. Glücklicherweise konnte ich mit einem Sprunge ausweichen, einen Besen ergreifen und der Bestie den Garaus machen. Ich faßte sie am Schwanz und ging triumphirend durch die Zimmer, aber alles stob auseinander und schrie: eine Surucucu! Surucucu! und flüchtete sich in alle Winkel. Erst dann erfuhr ich, daß ihr Biß tötlich sei; ich habe mir den Patron in Weingeist aufgehoben und nach Hause gebracht.

Einen freundlichen Abschluß meines Aufenthalts in Bahia bildete ein Ritt in das Innere des Landes bis nach der Stadt Conceiçâo, der mir den Einblick in ächtes, ungeschminktes brasilianisches Volksleben bot. Als wir eines Abends bei einem behaglichen Pflanzer Rast machten und uns müde vom Ritt in die

Hängematten geworfen, wurden wir aus dem ersten Traum durch gewaltigen Rumor aufgeweckt, denn die Facenda war von einem Heereszug wandernder Ameisen eingenommen, die zu Millionen und Millionen rastlos weiter drängten und alle Räume ausfüllten. Wir mußten fliehen und retteten uns so gut es gehen wollte auf erhöhte Punkte, und mußten stundenlang warten, bis der Schwarm mehr oder weniger verlaufen war. Es ist dies ein Ereignis, vor dem die dortigen Pflanzer nie sicher sind und das ihnen so verderblich werden kann wie der Strich einer Hagelwolke.

Mit einem englischen Paketschiff fuhr ich dann nach der Hauptstadt Rio Janeiro und genoß wieder ein anderes Seebild. Am Abend des fünften Tages stieg der vor der Bucht von Rio liegende majestätische Berg aus den Wellen und zwar bei wundervoll reinem Himmel. Das war ein himmlischer Anblick. Über ein Dutzend Riesenschildkröten tauchten aus dem in Gold und Purpur glühenden Meeresspiegel empor und schaukelten sich auf den Wellen, indem sie ihre großen Glotzaugen weit aus ihren Hüllen hervortreten ließen. Wir lagen die ganze prachtvolle Mondnacht auf der Rhede, um erst am folgenden Morgen die Calla Bocca zu passiren und dem Zuckerhut entlang in die herrliche Bai einzugleiten, an welcher mit der Bergkette im Hintergrund Rio fächerartig ausgebreitet liegt. Dieses Naturbild ist anerkanntermaßen eines der herrlichsten unserer Erde und ich konnte es nicht tief genug meiner Seele einprägen.

Den monatlangen Aufenthalt in Rio verwandte ich so gut als möglich für das Geschäft, denn der Kummer lag mir stets schwer auf dem Herzen. Was ich bezwecken konnte, war mir nicht genügend und für die Zukunft nicht beruhigend

genug. Es verbitterte mir das manche Stunde und die Nächte besonders waren mir qualvoll, bei einer dumpfen, wie Blei drückenden Hitze, welche allen Schlaf verscheuchte. Doch fiel auch mancher Sonnenblick in diese Tage, denn ich fand bei wohlsituirten Landsleuten überall gute Aufnahme und durchstreifte zu Fuß und zu Pferd und per Boot die Umgegend, ein enthusiastischer Bewunderer der Natur und überall mein Skizzenbuch bereichernd. Ein wackerer Landsmann begleitete mich sogar auf die Spitze des Corcovado und verhalf mir zum Genuß des herrlichsten Rundgemäldes der Welt. Ein andermal hatte ich mit einem St. Galler einen Ritt um die Wasserleitung verabredet. Bei der wundervollen Landschaft pressirten wir nicht und uns überraschte die in den Tropen ohne Dämmerung hereinbrechende Nacht. Wir befanden uns im Waldesdunkel und die Straße fiel steil ab; wir stiegen vom Pferd und führten es am Zügel. Als wir eine halbe Stunde uns abgemüht hatten, ereilte uns ein Neger mit einer Bürde Holz auf dem Kopf. Er rief uns zu: **não es caminho para cavallos!** *) Wir fanden seine Bemerkung richtig, ohne zu ahnen, daß der Weg bald ganz aufhöre. Der Neger warf an dieser Stelle seine Bürde über eine Wand hinunter und kletterte ihr nach, nicht ohne uns noch einmal zuzurufen: **não es caminho para cavallos!** Was anfangen? Es blieb uns nichts übrig als den steilen holperigen Pfad wieder aufwärts zu klettern. Ich stieg wacker voran, wand mich durch dürres, niedriges Gestrüpp und dies bei fortgesetzter Finsternis. Endlich gelangten wir an ein primitives Gehöfte, aus dem menschliche Stimmen und Hundegebell hör-

*) Kein Weg für Pferde!

bar war. Das Koral war verschlossen. Ich übergab meinen Gaul dem Begleiter, stieg über die Umzäunung und pochte kräftig an die Türe der kleinen Behausung. Die Mulattenfamilie wurde gewaltig aufgeschreckt und kam ängstlich mit Stöcken bewaffnet heraus. Schließlich öffnete der Padrone die Einfassung und trieb mit Stockhieben unsere Gäule die steilen Terrassen hinunter, daß mir Hören und Sehen verging. Dann geleitete er uns bis zu einem Waldweg und empfahl uns, diesen Weg zu verfolgen ohne je nach links abzuweichen. Wir zogen mit pochendem Herzen unsere Gäule hinter uns nach durch das Waldgewölbe. Und nun kam eine Stelle, wo der Weg nach links bog, während ein wenig betretener Pfad sich nach rechts fortsetzte. Ich hieß meinen Begleiter warten, indem ich nach rechts vorrücken, recognosciren und rufen wolle falls sich der Pfad als richtig erweise. Etwa 500 Schritte drang ich in der Dunkelheit vor, dann verlor ich plötzlich den Boden unter den Füßen und hing am Zaume des Pferdes in der leeren Luft. Das gute Tier sträubte sich schnaubend zurück und ich bot alle meine Turnkunst auf, um am Zaume empor zu kommen. Es gelang mir mit der Linken einen Grasbüschel zu erfassen, der mir aber in der Hand blieb. In wahrer Todesangst griff ich weiter, fand endlich einen festen Halt für meinen Ellbogen und wand mich empor. Klar war nun festgestellt, daß wir den Weg in linker Richtung fortzusetzen hatten. Er gestaltete sich allmälig besser, der Waldgrund öffnete sich und bald waren wir sicher in der Roseira. Ich beugte mich dankerfüllt und in Demut unter die treue Gottesführung.

Im Hafen von Rio lag eine havresische Brigg, von einem sehr beliebten Kapitäne befehligt, und ich beschloß auf ihr die Rückreise anzutreten. Es wurde Abschied genommen von

Freunden und Bekannten und dem Wunderland der Palmen Valet gesagt. Draußen auf der See blies uns ein harter Nordost entgegen, bald darauf schlugen die Wellen über uns herein, daß die Bootsleute auf dem Deck herum kollerten und die Passagiere in wüsten Knäueln sterbenskrank durcheinander lagen. Da ich ein kleiner Seewolf geworden, ließ mich der Tanz unangefochten. Der Nordost wollte nicht nachlassen und trieb uns tiefer und tiefer. Das gab Anlaß zu Unzufriedenheit unter dem Schiffsvolk und zu wüsten Szenen zwischen Kapitän und Steuermann, so daß dem Letztern der Dienst untersagt wurde. Als notdürftige Aushülfe erkoren, studirte ich fleißig die nautische Schiffsbibliothek, lernte den Lock werfen, den Kompaß kontrolliren, die Höhen mit dem Quadrant abnehmen und mehr dergleichen Manipulationen. In manch sternheller Nacht hielt ich Kapitänswache und weckte den Chef bloß bei eintretendem Windumschlag. Erst in den Abendstunden gesellte ich mich unter die Passagiere und verstand mich besonders wohl mit fünf jungen Brasilianern, die nach vollendeten Studien zu ihrer weitern Ausbildung Europa besuchen wollten. Es war eine Fahrt, die reiche Abwechslung bot, Sturm und Windstille, Wasserhosen, verschiedene Züge von kleinen Walen, Doraden, Delphinen und fliegenden Fischen, auch eine sehr ernste Rebellion, die auf den Punkt kam, einen tragischen Ausgang zu nehmen. Land sahen wir nie außer der Auffahrts-Insel, dagegen stießen wir in der Nähe der Azoren unheimlicher Weise auf ein total umgeschlagenes Schiff, über dessen Kiel die Wellen schlugen. Um den Äquator zu erreichen brauchten wir volle 40 Tage und dann noch 30 weitere Tage bis wir in Havre einlaufen konnten und zwar mit ziemlich erschöpftem Mundvorrat.

Ich hatte den größten Teil meiner Effekten in Havre der Fuhre übergeben und reiste mit einem einzigen Lederkoffer per Dampfer nach Rouen. Bei der Einfahrt in Rouen stellte ich mich in die Nähe meines Eigentums, als ich aber ein paar Minuten mich davon entfernte, um eine Fahrkarte nach Paris zu lösen, fand ich zurückkehrend meinen Koffer verschwunden. Ich stellte mich an die Lichter und prüfte jedes aus dem Schiff getragene Stück ohne meine Habseligkeit zu entdecken. Auf Befehl des Kapitäns mußte ich beim Boot bleiben bis alle Träger zurück waren. Er ließ sie antreten, notirte alle Gasthäuser und Privatlogis, in welche Effekten getragen worden waren und übergab die Liste einem Vertrauensmann, der sich sofort mit mir auf die Wanderung machte. Mit wahrer Todesverachtung kletterte und spürte ich überall hin; wir waren wohl schon über die fünfzig Treppen hinaufgestiegen und ich wollte beinahe verzweifeln, als wir in der Vorhalle eines geringen Hotels plötzlich den geraubten Koffer entdeckten. Ich stürzte mich darüber her, qualifizirte den angeblichen Eigentümer als gemeinen Dieb und kam gerade in dem Augenblick bei der Post an, als der Wagen abfahren wollte.

In Paris ging ich noch mit dem Repräsentanten unseres Hauses neuen Geschäften und Mustern nach, dann saß ich mit pochendem Herzen im Wagen, der mich heimführen sollte. Das Wiedersehn wurde natürlich ein Fest, war ich doch gesund und unverdorben wieder in den Armen meiner Lieben. Meine Elise war eine blühende Jungfrau geworden und wie süß der erste Kuß, den wir uns im Verstohlenen gaben! Ob Länder und Meere uns getrennt hatten, wir waren einander treu geblieben in sehnsuchtsfreudiger Liebe.

---

10. Hochzeit und Hochzeitsreise.

Ich mußte bald merken, daß meine Mutter die Neigung zu Elise ungern sah und darin von meiner Schwester unterstützt wurde. Sie wollte keine Familienheirat und dann wünschte sie, daß ich eine reiche Partie mache, um Geld in das kranke Geschäft zu bringen. Ich konnte, wenn ich nur vom praktischen Verstand aus prüfte, die Gefühle meiner Mutter und Schwester wohl begreifen und ihrer Ansicht eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, aber anderseits war die Neigung mit meinem ganzen Sein und Wesen verflochten, daß sie jeder Gewalt trotzte. Unsere jungen Herzen litten viel, aber die Hindernisse hoben meine Energie und hießen mich alles daran setzen, die ökonomischen Mißstände zu heben. Das gab mir einen Lebensernst, der sonst erst in spätern Jahren einzutreten pflegt. Was hat doch der gütige Gott für eine Fülle von Glück in das menschliche Herz gelegt durch die Allgewalt treuer begeisterter Liebe, wenn diese in keuscher Einfalt aufwächst und in gegenseitiger Treue genährt wird! Zu welchem Strom von Seligkeiten schwillt diese Liebe an, den Menschen zu den Göttern emportragend!

Unsere Hochzeit wurde auf den 7. Juni 1842 festgestellt. Die Leute aus der Fabrik hatten das Haus mit Kränzen geschmückt und vom Wald donnerten schon in der Frühe Böllerschüsse herüber; mir war immer, als gelte diese Feierlichkeit einem Andern. Man fuhr nach dem Kirchlein in Muttenz, wo unsere beidseitigen Eltern getraut worden waren und vor dem Altar mein würdiger Großpapa begraben liegt. Der Trauungsakt war mir heilig und erhebend, meine Seele voll

Dank zu Gott. Bewegt und still fuhren wir zum Festmahl im Kasino und verließen nach Landessitte die Gäste frühzeitig, um in unser Heim zu fahren, zum ersten Mal in unsere Gattenkammer. Da knieten wir vereint in nächtlicher Stille, Gott um seinen Segen flehend.

Am folgenden Morgen ließ uns mein Schwiegervater bis zur Kreuzstraße führen, wo wir die Luzerner Post abwarteten. Tags darauf saß die junge Gattin glücklich im Sattel ihres Saumpferdes und ich marschirte selig wie ein junger Gott nebenher, den Rigi hinauf. Nach herrlichem Sonnenuntergang und -Aufgang waren wir bei Zeiten wieder unten am See und fuhren von Beggenried aus mit einfachem Fuhrwerk über den Brünig. In Reichenbach empfing uns der bekannte Wirt als Bruder und Schwester, und daß ich ihn nicht sofort korrigirte, war das erste Übelnehmen von Seite meiner Neuangetrauten. Sie ließ sich noch ein Bad geben und strafte mich durch längeres Wartenlassen.

Der folgende Tag war für den Ausflug nach dem Handeckfall bestimmt. In Guttannen stellte man uns eine Schüssel mit prächtiger Nidel auf den altertümlichen Schemeltisch. Wie war das köstlich, dreinzulangen wie die Kinder, bald wie Paul und Virginie mit durchkreuzten Armen, bald die Milchsuppe im Kappeler Krieg vorstellend! Dann tronte meine Königin wieder auf ihrem Zelter und lebhaft ging es vorwärts auf rauhem sonnigem Pfad, ich unermüdlich im Erklären der Bergspitzen und Täler, so daß ich nicht merkte, wie mein Gespons immer stiller wurde, bis sie bleich und welk ihr Köpflein auf die Schulter neigte. Sie war seekrank und es war eine Geschichte bis wir am Handeck anlangten, wo ich die Kranke auf ein Mosbett legte und mit Thee versah. Ein Engländer fand

die kranke, junge Dame höchst interessant und mischte sich zu meinem Ärger, aber nicht ohne Erfolg, in meine Heilversuche. Als es kühler geworden, durfte man die Patientin wieder auf den Sattel heben, um den Rückweg anzutreten. Mein galanter Britte heftete seine Schritte an die Hufe des Pferdes und verdrossen lief ich voraus, den am Wege stehenden Mädchen Blumen und Beeren abkaufend, damit er keine Galanterie üben könne. Aber auf die Patientin übte der Pagendienst einen sympathischen Einfluß, sie wurde aufgeräumter, und als wir am Reichenbach eintrafen, sprang sie munter vom Pferd und lud den Gentleman zum Abendessen mit uns ein. Das war für mich eine harte Nuß, eine große Dezeption. Der weltkluge Reisende aber hatte mich vollständig durchschaut, und mit einer vornehmen Überlegenheit wußte er mir auf eine gentile Art beizubringen, daß mit Derbheit, ob auch noch so treu und wohlgemeint, bei Frauenherzen nichts auszurichten sei und daß man sich stets verrechne, wenn man sich empfindlich und verletzt zeige, wo Dritte im Spiel sind. In der Ehe müsse man den brausenden Champagner sich legen und den Stoff sich abklären lassen, bis aus der Tiefe die rechten Perlen emporsteigen. Durch diese Lektion wurde mir klar, daß ich noch ein Neuling und daß mit dem Freien die Sache noch lange nicht abgemacht sei, sondern nur der Anfang eines tiefern Studiums für ein harmonisches Zusammenleben. Schon am folgenden Tage kamen jedoch wieder sonnige Stunden, wo wir für uns allein lebten und die ganze Prachtfülle des Berner Oberlandes in vollen Zügen genossen. In Freiburg schlossen wir den Brautflug mit einem majestätischen Orgelkonzert ab und zogen glücklich und zufrieden wie ein Schwalbenpaar in unser Heim ein.

11. Gründung der Saline Rheinfelden.

Mein Schwager war zu uns übergesiedelt und ins Geschäft eingetreten. Ich wurde veranlaßt eine größere Geschäftsreise nach Deutschland, Belgien und Holland anzutreten, die dann wenigstens für den nächsten Winter 1842/43 Beschäftigung brachte, was beim hartnäckigen Ausbleiben guter Berichte aus Brasilien ein Glück war. Aber schon nach einem Jahr kündete mein Schwager seine Verbindung mit unserm Geschäfte wieder und ich mußte ihm seine Geldeinlage erstatten. Es war ein unharmonisches Scheiden. Mein Arbeiten war, wie ich später einsehen lernte, nicht das richtige; ich wollte höchst sparsam sein und darum das meiste selbst bewältigen, befaßte mich daher mit viel zu viel Detail und mechanischer Arbeit. Wie viel besser wäre es gewesen, enger mit der kaufmännischen Welt verbunden zu sein, einen weiten Überblick zu gewinnen und vorsichtiger im Schenken guten Vertrauens zu werden. Aber wo hatte ich das gelernt? War ich doch Derjenige, der sich gleich am Anfang die wenigsten Illusionen gemacht hatte.

Mitten in die Kette geschäftlicher Mißerfolge trat ein Ereignis ganz besonderer Art. Meine Eltern hatten einen Aufenthalt auf dem Rigi und dort die Bekanntschaft einer Familie l'Orsa gemacht. Sie sprachen, wie es so geht, von ihrem Sohn und seiner Geschäftstätigkeit. Nun war Herr l'Orsa ein vermöglicher Pfarrerssohn, der sich in Rheinfelden eine hübsche Villa erbaut, aber geschäftslos und schwachen Gemüts, so daß seine gescheidte Frau witterte, es möchte bergab gehen, wenn er nicht in eine gute Bahn gelenkt werde. An

einem Sonntag-Nachmittag fuhr ich mit meiner Mutter und meiner Frau zu der Vorstellung eines Liebhabertheaters nach Rheinfelden; unterwegs kam ich über das Geschäft zu sprechen und klagte bitter über meine beharrliche Erfolglosigkeit; wie viel richtiger wäre es, sagte ich, im Aargau ein Salinengeschäft zu versuchen; man sehe ja deutlich wie die Becken aufeinanderfolgen, auf Schweizerhalle folge Augst und auf Augst folge Rheinfelden. Meine Sprache war begeistert und eindringlich, obschon es mir schwer gefallen wäre, für das Gesagte genaue Beweise zu bringen. Folgenden Tages kam Herr l'Orsa zum Besuch aufs Rothhaus und fragte an, ob sich nicht Gelegenheit biete, sich an einer Fabrikation zu beteiligen. Meine Mutter hatte meine Klagen noch in lebhafter Erinnerung, ebenso meine Inspiration für ein in Rheinfelden zu gründendes Salinengeschäft und repetirte was ich ihr darüber gesagt. Am folgenden Tag schon kam Herr l'Orsa wieder, mit der Erklärung, wenn man etwas versuchen wolle, so müsse es sofort geschehen, denn der Große Rat sei in Aarau versammelt, um der Augster-Gesellschaft eine ausschließliche Konzession zu erteilen, falls nicht Einsprache erfolge. Ich ging sofort mit voller Zuversicht auf die Sache ein und engagirte meinen Vater mitzumachen, jeder mit einem Achtteil, und urplötzlich war der wichtige Verband geschlossen, der auf mein ganzes Leben einen so weitgehenden, segensreichen Einfluß ausgeübt hat.

Um diese Zeit (5. April 1843) schenkte mir meine Frau nach schwerer Geburt ein Mägdlein, ein reizendes Miniatur-Geschöpfchen, das leider nicht zu großen Hoffnungen berechtigte. Die gute Lili blieb uns nur bis in ihr 12. Altersjahr geschenkt, eine Quelle von Sorgen und Ängsten, wobei wir es herzlich lieb hatten. Ein Jahr nach Lilis Geburt, mitten im

Kränzewinden auf das große Schützenfest 1844, wurde uns ein gesunder Knabe geschenkt, den wir zum Andenken an das Ereignis Hemmann tauften.*) Ich baute den beim Rothhaus durchpassirenden Schützen einen gothischen Triumphbogen. Mein Baueifer wurde im Geheimen verlacht, aber als das Werk fertig erstellt war, erwarb es mir Respekt und Sympathie. Meinem Fabrikationsgeschäft gab ich eine vollständig veränderte Wendung. Da der Absatz nach Brasilien sich nicht wieder auftun wollte, so warf ich mich auf Belgien und bediente dort eine Anzahl bedeutender Kunden, die zahlten, freilich auch chikanös waren.

Indessen hatte unsere Gesellschaft die Konzession für Errichtung einer Saline in Rheinfelden erhalten. Die Bohrarbeit ging unter Leitung eines Herrn Franke, frühern Technikers auf Schweizerhalle, gut von statten. Schon in einer Tiefe von 130 Fuß zeigten sich Spuren von Salz, die immer an Stärke zunahmen bis der eigentliche Salzthon erreicht war. Nun sollte das Steinsalzlager folgen. Aber als der Salzthon in seiner ganzen Mächtigkeit durchgeschlagen war, kam plötzlich Sandstein zum Vorschein, der zu unserm Schrecken ins Totliegende überführte. Der erste Bohrversuch war also mißglückt. Was nun? Der Vertraute des Herrn l'Orsa wollte weiter rheinaufwärts einen zweiten Versuch wagen, Herr Franke plaidirte für rheinabwärts nach Augst. Ein Entscheid wollte weder für das eine noch für das andere Projekt getroffen werden; endlich nach hartem Kampf ging die Gesellschaft auf meinen Vorschlag ein, zwei Bohrlöcher zu gleicher Zeit zu schlagen, das eine

*) Verfasser des Buches: Kalifornien, Nevada und Mexiko, Wanderungen eines Polytechnikers. Basel 1879.

rheinaufwärts an der sog. Kuhstelle, das andere auf der Ebene von Kaiseraugst; für die Kosten des oberen sollte Herr l'Orsa, für die des untern die Familie Hoffmann-Merian eintreten. Damit war unsere finanzielle Leistung auf's höchste gespannt und eine Sorgenlast fast zum Erdrücken schwer auf meine Schultern geladen. Mein Vater fuhr täglich in den Nachmittagsstunden nach unserer Bohrstätte und mir lag die Kontrolle der Nachtschichten ob. Das eine Mal brach ich um 8—9 Uhr auf und kehrte um 1—2 Uhr in der Nacht zurück, das andere Mal ging ich von Mitternacht bis zum frühen Morgen hin, im Sommer wie im Winter. Mein Gesundheitszustand war dabei kein glänzender; die Sorgen hatten mich innerlich und äußerlich abgehärmt. Es mußte durchgestritten, durchgelitten sein. Die Situation wurde bedenklich, da sich das Gebirge oberhalb Rheinfelden als zerklüftet herausstellte und auch in Kaiseraugst sich keine guten Chancen zeigen wollten. Ich mußte stets der Mutige, Hoffende scheinen und meine armen Eltern, die in schweren Sorgen lebten, aufrichten und trösten. Da zeigte sich plötzlich die Rettung aus der Not. Es war am Geburtstag meiner Mutter als Frau l'Orsa zu uns herausgefahren kam und ihr zwei Bonbonnieren präsentirte mit Bohrproben aus Rheinfelden. Es war das reine Steinsalz! Was war das für eine beglückende Nachricht! Der Vorhang für eine sorgenfreie Zukunft rollte sich damit vor uns auf, wir haben dem lieben Gott mit innigster Herzensfreude gedankt für die Erlösung aus einer Lage, die meine physische und moralische Kraft zu untergraben anfing. Leider kam die gute Nachricht bei Franke zu spät, seine Gesundheit war untergraben; es wurde ihm nur noch die Befriedigung, die erste Salzpfanne anzünden zu dürfen, dann ging es mit ihm einem

schnellen Ende entgegen. Wir waren also gerettet und die Zukunft gesichert; doch führte der Weg noch über eine lange, lange Seufzerbrücke. Es galt wieder Geld aufzubringen, und mein lieber Vater zeigte sich als ächter Ehrenmann und stark. Da die Witfrau Franke die auf ihren Vierteil fallende Einzahlung nicht leisten konnte, trat mein Vater mit mir in die Lücke, wodurch auch dieser Familie eine gesicherte Zukunft eröffnet wurde, was die Mutter Franke dankbar anerkannte.

---

12. Neues Unglück.

Zu meinen Obliegenheiten als Fabrikant gehörte der Besuch der durch den ganzen Kanton Baselland zerstreuten Posamenter. Es gab damals noch keine Eisenbahnen und für den Verkehr im Kanton keine speziellen Postkurse, da hieß es wandern vom frühen Morgen bis spät in die Nacht. So bin ich eines Morgens früh beim Mondschein aufgebrochen, es mochte gegen 4 Uhr sein. Da bemerkte ich auf der andern Straßenseite einen großen Hofhund, der in entgegengesetzter Richtung sich bewegte. Ich faßte meinen Stock kräftiger an und verfolgte geradeaus meine Bahn. Auf einmal fühlte ich mich am Arm gepackt, gebissen und herumgedreht. Der Hund muß seinen Lauf verändert haben und mir auf der Ferse nachgefolgt sein. Ein kräftiger Stockhieb brachte ihn mir vom Leibe und ich setzte, obschon verwundet, meinen Weg fort. Nach dreistündigem Marsch kam ich bei Tagesanbruch bei einem Posamenter in Ittingen an, der mich sofort aufmerksam machte, daß mein Überrock auf der rechten Seite ganz von getrocknetem Schaum belegt sei. Diese Bemerkung machte

mich stutzig, ich untersuchte die Wunde und fand, daß das Gebiß an vier Stellen durch Rock und Haut gedrungen sei. Ich sog mir die Wunden aus, machte einen Überschlag von Alaunwasser und zog weiter meinen Pflichten nach. Doch war mir dabei unheimlich zu Mut und ich konnte das Gefühl, möglicherweise von einem tollen Hund gebissen zu sein, nicht los werden, verschwieg aber meiner Frau den Vorfall und schützte vor, beim Passiren einer Dornenhecke die Verwundung erhalten zu haben und ging den Geschäften nach. Drei Tage nachher berichtete man, es sei in Mönchenstein ein toller Hofhund geschossen worden. Das krabbelte an meinem Herzen und manchmal in der Nacht bin ich aufgewacht und aufgesessen, von Angst erfüllt, daß mir der kalte Schweiß auf die Stirn trat, den Folgen nachsinnend, die ein Wutausbruch bei mir haben möchte. Ich war auf das Schlimmste gefaßt und traf diejenigen Anordnungen, die wenigstens meine Angehörigen vor Schaden hätten bewahren sollen. So verstrichen sechs bis acht Wochen, ohne daß schlimme Folgen sich zeigten. Es ist aber doch möglich, daß ich von einem tollen Hund gebissen wurde und daß den Zähnen das Gift beim Durchbringen durch meinen wattirten Rockärmel abgewischt und ich somit gnädig vor den schrecklichen Wirkungen behütet wurde.

Wir sollten nicht zu Atem kommen. Als ich in Liestal einen Militärkurs durchmachte, kam an einem Sonntag Nachmittag meine Elise mit dem Char-à-banc und forderte mich auf, für den Abend Urlaub zu nehmen. Oberst S. willfahrte und ich war recht froh. Als wir in unserm Hof einfuhren, nahm ich einen eigentümlichen Brandgeruch wahr, worauf ich überall hin berichten ließ, man solle nachsehen. Von überall

hieß es, man habe nichts bemerkt. Abends spät schickte ich nochmals zum Pächter, jedoch ohne daß es Folgen gehabt hätte, und somit gingen wir, soweit beruhigt, zu Bett. Nach Mitternacht weckte mich eine blendende Helle aus dem ersten Schlaf; ich stürzte ans Fenster und sah aus der Mitte des Ökonomiegebäudes eine hohe Flamme mit wildem Geprassel emporsteigen. Elise und ich stürzten in unsere Kleider, sie für die Sicherung unserer Kleinen und der Wertsachen besorgt, während ich die Eltern und im vordern Haus den Schwiegervater weckte. Bald war das ganze Ökonomiegebäude mit daran lehnenden Strohhaufen und Brennholzvorräten ein wogendes Flammenmeer. Eine gräßliche Nacht. Man ließ Kühe und Schafe in den Ställen und rettete Kleinigkeiten, man warf Pendulen und geladene Jagdflinten zum Fenster hinaus und beging dergleichen Tollheiten mehr. Meine Mutter sah ich mit einem schweren Geldsack durch den Garten eilen, ihn in das seitwärts gelegene Landjägerhaus zu tragen; um ihr die Last abzunehmen, sprang ich ihr nach, die Mutter eilte um so mehr, als sie Schritte hinter sich hörte, bis sie im Gras zusammensank und ich sie von Last und Furcht befreien konnte. Dieses Brandunglück hatte eine Reihe von Unannehmlichkeiten in seinem Gefolge, die wir alle durchkosten mußten. Aber bei allen Geschäftskümmernissen pflegten wir in den Abendstunden Musik und lasen gemeinschaftlich viel. Mit der Familie meines Freundes Markus Bölger im Schöntal, mit Pfarrer Widmanns, Schulinspektor Kettigers und der Familie Berry in Liestal unterhielten wir ein musikalisches Kränzchen, in dem wir prächtige Abende verlebten und auf die man sich allseits freute. Am 31. Oktober 1846 wurde mir mein zweiter Sohn geboren.

Ich war als Oberlieutenant in der Kaserne zu Liestal, als im April 1846 der große Ochsenbein'sche Freischarenzug veranstaltet wurde. Schon drei Tage später traf die Nachricht ein, daß die Kolonne Ochsenbein geschlagen und zum großen Teil in Luzern gefangen sei. Gleichzeitig wurde mir von der Regierung in Liestal das Aufgebot zugestellt. Der Kanton Aargau befürchtete Unruhen im Freienamt und rief Baselland um Schutz an. Schon am folgenden Tag marschirte unser Bataillon über den Hauenstein nach Aarburg und nahm in der Umgebung von Zofingen Quartier. In Aarau erhielt ich die Nachricht, daß mein Schwiegerpapa entweder bei Malters getötet oder gefangen worden sei. Zum Glück war das letztere der Fall, er saß mit andern Freischärlern eingesperrt in der Jesuitenkirche in Luzern. Obschon er bloß als Kriegsbummler in Pantoffeln und Hauskappe mitgezogen war, scheiterten alle Versuche ihn loszubekommen an der Hartherzigkeit der Matadoren Luzerns und er mußte ausharren, bis die Auslösung in globo beschlossen war. Ich holte ihn dann in Zofingen ab und brachte ihn wohlbehalten aufs Rothhaus.

Mittlerweile zeigte sich nirgends eine Besserung in unserm Geschäft. Meine Verbindungen mit Südamerika gestalteten sich ungünstig und mußten eingeschränkt werden. Das Geschäft mit Belgien war höchst dornenvoll, denn die Leute merkten, daß ich mehr oder weniger von ihnen abhing und brandschatzten mich durch ihre Abzüge. Ein Agent aus Altona offerirte sich, mich in Hamburg zu vertreten; den Mustersendungen folgten kleine Aufträge, dann immer größere. Die Bestellungen nahmen an Zahl und Importanz zu, ich arbeitete von früh bis tief in die Nacht. Da traf wie eine Bombe die Nachricht ein, mein Agent sei vom Platz Hamburg ver-

schwunden. Es war ein Schlag, der mir fast die Sinne raubte, denn es waren große Summen engagirt, die weit über mein Vermögen hinausgingen. Ich besorgte mir sofort den Reisepaß, ordnete meine Skripturen, nahm von Weib und Kind einen traurigen Abschied und fuhr nach Hamburg, wo ich mit unbeschreiblichen Gefühlen anlangte. Zum Glück streckte sich mir dort eine treue Hand entgegen, mit deren Beihülfe es möglich wurde, noch einen Teil der Waren zu retten. Es stellte sich heraus, daß der Agent mich schändlich betrogen, die Waren zu allen Schleuderpreisen an israelitische Freunde verkauft und das Geld in seine Tasche gesteckt hatte. Von seiner Mutter konnte ich noch eine Verschreibung erwirken. Ich erreichte doch soviel, daß nicht ein einziger meiner Wechsel protestirt worden ist, aber mein ganzer Besitz geriet dabei in fremde Hand und mir war das Mark aus den Knochen gesogen.

---

13. Im Feldzug gegen den Sonderbund.

Es war im Oktober 1847 als die Tagsatzung dem Sonderbund den Krieg erklärte. Da hieß es mitten in meinen Operationen aufbrechen, Weib und Kind und mein Geschäft verlassen. Mein Trost und Ankergrund war nächst Gottes Hülfe der mir unversehrt gebliebene Achtelsanteil am jungen Geschäft der Saline Rheinfelden. Ich hinterließ in der Hand meiner Elise eine versiegelte Willensäußerung und eine testamentarische Wegleitung. In meiner Feldmappe nahm ich die Elemente meiner Geschäftslage mit, um im Notfall von überall her korrespondiren zu können. Unsere zwei Jägerkompagnien wurden vom Divisionär zum Avantgardekorps berufen. Mir lasteten

die schweren Verhältnisse zu viel auf dem Herzen, als daß ich den wichtigen politischen Ereignissen mit Seele und Sinn angehören konnte, das mußte sich so nach und nach geben. Wie freuten wir uns, als Baselstadt sich der Tagsatzung fügte und seine Truppen ins Feld rücken ließ!

Wir hatten über Langenbruck nach Solothurn und Bern zu marschiren. Als wir in Bern einrückten, war die Stadt mit Militär aller Waffengattungen angefüllt. Unsere Mannschaft bezog in der Gegend des Staldens ihre Quartiere. Am 10. November setzten wir bei Laupen über die Sense um den freiburgischen Ort Kriechenwyl zu besetzen. Das betretene feindliche Land war wie ausgestorben. Unser wackerer Major Kloß, ein in Liestal angesessener Pole, der in seiner Jugend den Befreiungskrieg gegen Rußland mitgemacht, ließ uns in Bärfischen halten, wo die Sonderbündler einen Verhau angelegt hatten, den wir erstürmten, wobei die Landstürmer das Weite suchten und nur einer sich erwischen ließ, mit dem ich meine liebe Not hatte, weil die Soldaten gegen ihn aufgereizt waren. Um den Quälereien ein Ende zu machen, öffnete ich eine Haustür, an der wir vorbeikamen, stieß den Kerl hinein und schloß die Türe zu. Hinter uns wälzte sich auf allen Wegen und Stegen die vereinigte Truppenmacht der ersten und zweiten Division, Rilliet und Burckhardt, her. Vor uns konnten wir die feindlichen Truppen beobachten, welche sich die bewaldeten Hügel von Belfaux hinaufwanden, die wir zu säubern bekamen.

Am folgenden Morgen kam endlich die erste Verpflegung an unseren vorgeschobenen Posten und bald auch die Meldung, es sei Waffenstillstand bis zum Sonntagmorgen geschlossen. Gegen vier Uhr abends wurden wir plötzlich durch eine Kano-

nahe überrascht, die unsere Kompagnie in Reih' und Glied unters Gewehr brachte. Unser Major sandte mich zum Divisionär ins Hauptquartier, wo uns die Antwort wurde, wir sollten auf der Hut sein und den Posten nicht verlassen. Die Geschichte klärte sich dahin auf, daß eine Anzahl Infanteristen der Division Rilliet eine ins nahe Gehölz eingedrungene Abteilung Landstürmer verfolgte und in die Schußlinie der Freiburger Geschütze geriet. Sie erlitt ganz unnützer Weise einen Verlust von 7 Toten und 50 Verwundeten, ein trauriger Zwischenfall, welcher am meisten von unserm hochherzigen General Dufour beklagt wurde.

Für mich war es eine Wohltat nach all den aufeinander gefolgten Strapazen unter Dach und Fach eine Nacht auszuruhen. Dann brach der verhängnisvolle Sonntagmorgen an. Wir waren ohne Befehl, sahen aber hinter uns die Kolonnen im Vormarsch. Es hieß vorwärts gegen den Feind. Schon waren hüben und drüben Schüsse gefallen, als eine Gruppe sichtbar wurde, die eine weiße Fahne schwang. Der Anführer war ein Landwehr-Kapitän, der mit unserm Brigadechef zu sprechen verlangte. Ich hieß die Begleiter mit der Fahne an Ort und Stelle bleiben, verband dem Kapitän die Augen und führte ihn zum Oberst Bontemps. Der Kapitän bat unsern Befehlshaber, mit den Feindseligkeiten noch eine halbe Stunde einzuhalten, bis dahin werde Freiburgs Unterwerfung eintreffen. Bontemps erklärte, er habe keine Vollmacht die Vertragsfrist auszudehnen, es müsse sofortige Waffenstreckung erfolgen, und sobald der Parlamentär über unsere Kette wieder hinaus war, sah man die weiße Fahne auf allen Forts aufgezogen.

Unserer Kompagnie wurde befohlen sämtliche Landhäuser längs der Straße bis Freiburg zu besetzen und zu bewachen,

damit nicht durch Anzünden oder Plündern Unfug geschehe. Als wir ans Stadttor gelangten, schossen einzelne Fanatiker auf die Vedetten, die zur Handhabung der Ordnung dort aufgestellt waren. Nicht ohne Aufregung vollzog sich die Entwaffnung der Sonderbündler-Truppen, denn die Armen sprachen von Verrat, zerschlugen ihre Gewehre und zerrissen ihre Fahnen. Die Besetzung der Hauptwache wurde unserer Kompagnie anvertraut, bis die Entwaffnung vollführt und das Landvolk aus der Stadt weggezogen war. Dann rückten unter klingendem Spiel die Truppen der Division Rilliet ein. Mein Freund und Waffengefährte Bohny bezog mit mir das Quartier bei einem Syndic, einem rabiaten Sonderbündler, der uns mit einer schneidigen Verbissenheit empfing. Das ganze Haus war derart gegen seine Einquartirung erbittert, daß wir unsere Sicherheit für gefährdet hielten und gezogenen Säbel und Pistole bereit hielten. Während wir uns dem Schlaf des Gerechten anheimgaben, muß es in der Stadt wild hergegangen sein; es wurden Klosterkeller erbrochen, daß der Wein in Strömen lief, woraus die Undisziplin und Unordnung erfolgte, die auf Dufours glücklich errungenes Ziel einen wüsten Schatten warf.

Durch die nebelgraue Landschaft zogen wir andern Tages nach Bern. Uns folgten mehrere Jägerbataillone, die ein wildes Geschrei verführten, Schüsse in die Luft gaben, in die Felder ausbrachen und einzelne Gehöfte belästigten. Es war ein böses Beispiel, das unsere Kompagnie ansteckte, so daß unserm Major die Geduld riß. Über die großartigen Verteidigungsarbeiten des Freiburger Regiments in der Richtung nach Bern gerieten wir mehr und mehr in Erstaunen. Bei Mariahilf wurde bivouakirt, trotz trübem, rauhem Wetter. Mitten in der Nacht wachte ich auf,

denn meine Glieder waren völlig erstarrt und auf dem Mantel lag eine zolldicke Schicht Schnee. Wir bekamen da eine leise Ahnung, was die unglückliche französische Armee auf ihrem Rückzug von Moskau gelitten haben mag.

In Bern wurden wir eine Nacht einquartirt. Dann Vorrücken nach Burgdorf und der Luzerner Grenze zu. Als wir endlich in Zofingen einrückten, brachte mir die Post Bericht aus der Heimat, von Weib und Kind und Geschäft, was mir, während meine Kameraden sich beim Glase Wein unterhielten, ernste Aufgaben stellte. Als wir die Luzerner Grenze überschritten, fanden wir bei Reiden die erste Befestigung, aber verlassen. Doch konnte jeden Augenblick ein feindlicher Angriff erfolgen. Die Luzerner hatten sämtliche Wiesen links und rechts überschwemmt, so daß Offiziere und Soldaten oft tief im Wasser wateten. Auf den Höhen zeigten sich feindliche Streifkorps und bei Ettiswyl kam uns der Feind in größerer Zahl zu Gesicht, aber zu unserm Erstaunen zog er immer wieder ab. Bei Hellbühl war Kanonendonner hörbar und unsere Kompagnie hatte das rechte Ufer der Emme zu besetzen. Als wir uns dem Fluß nahten, brachen aus den Weiden ein halbes Dutzend Luzerner hervor, die mit weißem Tuch winkten. Der Sonderbund war gesprengt. An den verlassenen Emmenschanzen vorbei zogen wir nach Luzern, das kapitulirte. Von den meisten Fenstern wehten eidgenössische Flaggen, viele mit Kränzen und dem Bildnisse Robert Steigers geschmückt. Allgemeiner Jubelruf der Menge empfing uns, männiglich konnte sich erquicken und ausruhen. Das war das Ende der so prahlhansig begonnenen Sonderbunds-Wirtschaft. Am Abend des 23. November bestiegen die plötzlich zahm gewordenen Sonderbunds-Staatsmänner mit Pfaffen,

Jesuiten und Nonnen den bereitgehaltenen Dampfer mit der Drohung, im Urnerland den Kampf fortzusetzen. Sie vergaßen nicht die Kriegskasse und andere Staatsgelder, Siegel und Dokumente mitzunehmen und glitten auf mondbeleuchteter Flut still dahin. Das Volk war glücklich, die Dränger und Zwänger los zu sein, und es blieb diesen nichts als ein fluchwürdiges Andenken für alle Zeiten. Wir waren nun einfache Besatzungstruppen und unserer Kompagnie war Reiden angewiesen. Ich kam mit Bohny ins freundlich auf einer Anhöhe gelegene Pfarrhaus. Der Pfarrer, ein aufgeklärter und freisinniger Mann, sah mir an, daß mich das Heimweh plagte, und lud meine Frau zu sich ein. Kaum hatte ich geschrieben, so war sie auch schon da und wir verlebten bei dem guten Alten und seiner Lisbeth zwei glückliche Tage. Nach der großen Divisionsmusterung in Willisau erhielten wir Mitte Dezember den Abschied mit ehrender Anerkennung. Da wir der Landschaft die im Freischarenzug verlorne Fahne nebst zwei Haubitzen und Munitionswagen wieder zurückbrachten, so wurden wir von Regierung und Volk festlich empfangen. An Leib und Seele wohlbehalten und ohne Gewissensbisse heimgekehrt, gehörte ich wieder den lieben Meinigen an, Gott zu großem Dank.

---

14. Verschiedene Berufsstellungen.

Mein Geschäft war unrettbar verloren und es erfolgte seine Liquidation. In jenen Tagen wurde für den großen Gasthof „Ville de Paris“ in Mülhausen ein kaufmännischer Gerant gesucht. Ich bekam die Stelle. Schon im Januar 1848 fand die Übersiedlung statt. Ich hatte freie Zehrung

und Wohnung, dazu einen bescheidenen Gehalt. Es lag mir ob, Bureau und Kasse zu besorgen. Als Wirt war mir der frühere Eigentümer des Gasthofs beigegeben und so hatten wir uns in die Arbeit zu teilen. Uns gegenüber hatte sich der „Rote Löwen“ auch zu einem Monstregasthof aufgetan und zwischen beiden Geschäften gab es eine schneidige Konkurrenz, also neue Kämpfe. Es galt ein heruntergekommenes Geschäft wieder in Kredit zu bringen und mit der Familie meines Mitgeranten gut auszukommen. Mittlerweile war in Paris Louis Philipp gestürzt und die Republik proklamirt, was einen schlechten Geschäftsgang nach sich zog, den wir schwer spürten. Vom frühen Morgen an bis nach Schluß des Café-saals um 11 und 12 und 1 Uhr in der Nacht hatte ich Sonntags und Werktags auf dem Posten zu sein und daneben die Liquidation meines frühern Geschäfts zu beenden. Ich bin in den zwei Jahren meines Aufenthalts in Mülhausen nur wenige Stunden außer unserm Gehöfte gewesen. Glücklicherweise gehörte ein Park dazu mit Sommerwirtschaft und Konzerten und andern Produktionen. In diesen Zeiten des Kampfes wurde uns eine Tochter geboren, damals ein Schmerzenskind, das dann aber zu unserm Trost und unserer Freude gedieh.

Das Hotel rentirte nicht, die Besitzer hätten es gerne los gehabt und in solcher Situation fällt dann natürlich alles Mißbehagen auf die Leiter des Betriebs, so daß mir für alle erdenkliche Mühe und Sorge nur Unzufriedenheit von Seite meiner Obern wurde. Im Sommer 1849 kam das Mißgeschick hochgradig über uns, denn die Kinder brachten den Keuchhusten aus der Schule mit, von dem dann auch meine liebe Frau ergriffen wurde, so daß eine Luftveränderung eintreten mußte. Sie zog für mehrere Wochen zu ihren Eltern nach Rhein-

selben. Es war die Zeit, wo nach der 48er Verfassung unser Bundesstaat sich zu reorganisiren anfing. Verschiedene Stellen wurden zur Bewerbung ausgeschrieben, unter andern auch die der sechs schweizerischen Zolldirektoren; sofort schrieb ich meine Anmeldung und suchte möglichst viel einflußreiche Leute zu bewegen, daß sie ein empfehlendes Wort für mich einlegten; auch die Regierung von Baselland sandte ein ehrenvolles Zeugnis nach Bern, und im August 1849 wurde ich zum Direktor des I. Schutzzollgebietes ernannt. Tiefe Rührung erfaßte mich und inniges Dankgefühl zu Gott, der mir so glücklich geholfen. Das Erstaunen meiner nächsten Verwandten war groß. Man sah mich vom Scheitel bis zur Zehe an: „Was, dieser ewige Pechvogel ist eidgenössischer Zolldirektor? Das wird eine hübsche Wirtschaft absetzen!“

Nach Monatsfrist zog ich in das von meiner lieben Frau in der St. Johannvorstadt gemietete Logis ein, außerordentlich glücklich, aus dem Diensthause Mülhausen wieder in meine Vaterstadt zu gelangen. Einmal aus widrigen und unverbesserlichen Zuständen heraus, setzte ich allen Ehrgeiz darein, etwas Rechtes zu leisten. Unter den sechs eidg. Zolldirektoren war ich der Jüngste. Mein Zollgebiet erstreckte sich von der Neuenburgergrenze durch den Jura über Basel bis an die Zürchergrenze. Dieses hatte ich zu bereisen und auf die Kenntnis von Land und Leuten meine Vorschläge zu gründen. Als im Februar 1850 das Zollgesetz ins Leben trat, ging alles seinen guten Gang. Es wurde mir die Satisfaktion zu Teil, daß mein Modus der Abrechnung in allen sechs Zollgebieten Annahme fand, und als mein Chef, Herr Bundesrat Frei-Herosee, mich eines Tages zur Kontrolle überfiel, wurde mir die außerordentliche Freude zu Teil, daß er sich vollkommen zufrieden

erklärte. Damit fiel ein Stein von meinem Herzen. Obschon meine pekuniären Verpflichtungen sehr schwer auf mir lasteten und die Abzahlungen samt Zinsen mir große Sorgen bereiteten, war ich doch ganz in meinem Element und innerlich glücklich. Auch meine liebe Frau war getröstet. Sie meinte freilich gegenüber dem zwingenden Wort: wenig Ausgaben! es wäre besser: mehr verdienen! So suchte ich denn durch manch einen Nebenverdienst nachzuhelfen, übernahm die Ausarbeitung eines Zoll-Lexikons und dessen Übersetzung in die französische Sprache und saß bis Mitternacht bei der Lampe, um früh fünf Uhr die Arbeit wieder aufzunehmen. Eine heftige Neuralgie und Entzündung des Backenknochens durften mich an der Arbeit nicht hindern, wogegen meine Frau geistig und körperlich sehr davon mitgenommen wurde. Wir versuchten es auch mit Pensionären, hingegen glaube ich nicht, daß uns ein Nutzen daraus erwuchs. Mit den Kindern galt es die Schularbeiten zu besorgen und sie in Musik zu unterrichten. Am Sonntag Nachmittag wurde regelmäßig mit ihnen ausmarschirt. Viel Belehrung und Aufmunterung verdanke ich den Dienstags-Zusammenkünften, bei welchen sich Cand. W. Rumpf, Dr. Dan. Ecklin, Franz Hörler, Professor M., Professor Brenner, A. B. und Aug. Brenner einfanden. Durch das Zutrauen der Mitbürger wurde ich zum Vorgesetzten der Safranzunft gewählt und ein Jahr später zum Mitglied des Großen Rates, wo ich zur freisinnigen Partei gehörte, die damals in der Behörde noch sehr in Minderheit war. Besonders nahm ich mich der Angelegenheiten des Handwerks an und arbeitete gegen den Zunftzwang. So wurde ich Mitbegründer des Gewerbevereins, der mir bei viel Verkennung und Undank viel Lebenserfahrung brachte. Auch die monatlichen Zollreisen bis an die Ufer des Doubs er-

frischten mir Körper und Geist, wobei mir die Zöllner und Grenzwächter lieb wurden und auch wohl gewogen. Da vergaß ich dann die Schmerzen und den Druck des Haushalts. Die einzigen Ferien, die ich mir damals erlaubte, bestanden im Besuch der Gesangfeste als Mitglied der Liedertafel.

Dann gab es auch wieder recht schlimme Zeiten. Ein Knäblein erblindete uns nach der Geburt; mich brachte eine Lungenentzündung an den Rand des Grabes, die gräßlichsten Fieber durchtobten Tag und Nacht mein Gehirn und die abscheulichsten Spukgestalten setzten sich auf mein Bett und drängten sich an meine Brust heran. Als die Ärzte eines Morgens mich zum vierten Mal zur Ader ließen und das entzündete Blut in Regenbogenfarben schillerte, hörte ich sie zu einander sagen: „Bis um 4 Uhr schnappt er uns ab!“ und siehe da, ich genas wieder. Noch während ich hilflos und elend im Bette lag, starb unser blindes Knäblein und die arme Mutter hatte auch diesen Schmerz noch zu tragen. Das war eine Leidensepoche, deren ökonomische Folgen auch wieder besiegt werden mußten. Und noch nicht genug. Eines Tages wurde mein jüngerer Sohn von einem zweispännigen Wagen überfahren, daß ein Bein gebrochen und zerquetscht herunterhing als ich ihn auf meinen Armen in unsere Wohnung trug. Meine Frau fiel beim Anblick rücklings in Ohnmacht. Es war eine Seele und Nerven erschütternde Prüfung mit qualvollen Wochen.

Im Amt kam ich zu unverhofften Ehren. Die Wahl zum zweiten Kommissär (neben Herrn Bürgermeister Sarasin) bei der Zollvereinbarung mit den badischen Behörden wurde für mich eine vortreffliche Schule. Im folgenden Jahr hatte ich die in Unordnung geratenen Zollverhältnisse Genfs an Ort und Stelle zu klären. Bald nach meiner Heimkehr kam meine

liebe Frau ins Wochenbett und brachte ein gesundes Mädchen zur Welt. Eine Anfrage betreffend die Stelle eines Direktors der neu gegründeten Aargauischen Bank lehnte ich ab und die Folge war, daß mir zur Stelle eines Zolldirektors auch noch die Funktionen eines Kaufhausinspektors anvertraut wurden, womit meine liebe Frau sich einverstanden erklärte. Freilich wurde dann diese Doppelstellung von Neidern benutzt, mir Widerwärtigkeiten zu bereiten. Später kam die Sache im Nationalrat zur Sprache, wo der große Zürcher Escher meine Doppelstellung als ungesetzlich verurteilte. Da zu gleicher Zeit der Ruf an mich kam, als Betriebschef bei den Vereinigten Schweizerbahnen einzutreten, mit Sitz in St. Gallen, und meine Frau mich mit enthusiastischem Jubel zur Annahme bestürmte, gab ich nach, obwohl mit schwerem Herzen, weil es mich von allen bisherigen Beziehungen löste. Ich wußte zu überwinden und habe mich der Marschordre des Schicksals gefügt, zum Tode betrübt.

Ein Glanzpunkt der Beziehungen zu unsern Eltern war die Feier ihrer goldenen Hochzeit. Ich hatte für Dekorationen und Blumen gesorgt und war am Samstagabend heimlich in ihr Haus gekommen, um über Nacht die kleine Bibliothek in eine schmucke Kapelle mit Altar und Kreuzbogen zu verwandeln. Ein engagirtes Hornquartett mahnte in der Morgenfrühe die erwachenden Eltern an die Feier des Tages. Dann wurden sie in die improvisirte Kapelle geführt, wo ein gemischter Chor sie empfing und Pfarrer E. Stähelin die Ansprache hielt. Es kamen die Enkel mit Sprüchen, Gesangvorträge und schließlich die geschmückte Tafel, es war ein feierliches und inniges Familienfest und ich damals von heiligem poetischem Feuer durchdrungen.

Es hieß in Basel Abschied nehmen von allem Lieben und Gewohnten. Pekuniär war meine neue Stellung in St. Gallen besser, aber keineswegs leicht. Ein Pariser Konsortium hatte den Vereinigten Schweizerbahnen einen Generaldirektor gesetzt, der mich ungern als Ablatus aufnahm. Er lebte in Horn am Bodensee und kam und ging mit den Zügen wie es ihm konvenirte, ein rechtlicher Mann, aber entsetzlich reizbar und vehement, so daß in den paar Stunden, die er tagsüber im Geschäft war, ein fortwährendes Gewitter von Zornausbrüchen durch das Haus ging. Der Arbeit lag viel vor mir. Jeden Tag kamen die Vorschläge der verschiedenen Dienstchefs an mich, die ich zu begutachten und dem Generaldirektor vorzulegen hatte, um dessen Beschlüsse hernach auszuführen. Ich scheute keine Mühe, hingegen war es mir nicht gegeben, vor dem Publikum in den Bahnhöfen zu glänzen und die Angestellten öffentlich zu haranguiren. Da hieß es denn in den Zeitungen, man sehe nichts vom Betriebschef und meine Stellung war eine verzwickte. Trotz alledem marschirte unsere Bahn, wir erreichten vernünftige Tarife, Anschluß mit andern Bahnen und mit dem Ausland, auch einen schweizerischen Eisenbahnverband. Der Waarenverkehr mehrte sich, das Publikum bekam Erleichterungen und die Einnahmen wuchsen.

St. Gallen ist ein freundlicher Ort, die Bevölkerung gemütlich und lebhaft, so ziemlich meinem Charakter entsprechend. In der Pfarrfamilie S. fand ich herzliche und musikalisch gebildete Leute. An Frau Sp., bei der ich wohnte, hatte meine Frau eine geistreiche und liebevolle Freundin. Durch Pfarrer S. kam ich in den „Chrysostomus“ und wurde mit Dr. Fr. v. Tschudy, Dr. Gonzenbach, Maler Rittmeyer, Kupferstecher Gonzenbach, Joseph und Karl Morel, Dr. Gsell-Fels und an-

dern hervorragenden Männern bekannt. Wir pflogen ferner Umgang mit der Familie des Landammanns Hofmann und derjenigen meines damaligen Sekretärs S., auch mit der Basler Familie K., wo musikalisches Leben zu Hause war. Meine Kinder kamen in gute Schulen und fanden gute Kameradschaft. Dann zog ich jeden Sonntag nach Tisch mit der Familie aus, selten per Bahn, viel lieber bergaufwärts auf den Freudenberg, nach Peter und Paul und zu den vielen schönen Punkten im Appenzeller-Ländchen. Die Jugend war dabei recht vergnügt und öfter kamen Freunde mit und Kameraden. So war ich das zweite Jahr in St. Gallen, als mich unerwartet die schwerste Heimsuchung traf. Meine liebe Frau, durch so viele Schicksalsschläge niedergedrückt und geschwächt, verfiel in ein tiefes Leiden, das plötzlich in ein Nervenfieber ausartete. Meine Schwägerin Rosalie eilte herbei und der armen Kranken wurde bei Tag und Nacht die treuste Pflege gespendet. Aber die Krankheit warf sich vom Kopf auf die Brust und den Abdomen. Mein Schwager Dr. Th. Meyer-Merian kam auf meine Bitten zu uns herauf, fand die Kranke aber leider unrettbar. Am Abend des 25. September 1860 wurde sie uns entrissen und zwei Tage später auf dem Linsenbühl in St. Gallische Erde gebettet, wohin sie zwei Jahre vorher mit so innigem Verlangen gestrebt hatte. Am liebsten wäre ich mit in die Gruft versunken. Rosalie half uns den erschütterten Haushalt weiter führen und als wir uns am folgenden Sonntag auf stillen Wegen ergingen, brach bei meinem ältesten Sohn der Typhus ebenfalls aus, glücklicherweise ohne ihm das Leben zu kosten.

In diese Epoche fiel meine Abordnung an den Kongreß deutscher Eisenbahnen in Köln mit Rückreise über Paris, die mich dem Direktor Schmidlin von der Zentralbahn näher

brachte. Bald nachher übertrug man mir die Verwaltungsratsstelle beim Jura Industriel, was mich alle drei Monate nach Chaurdefonds rief. Auch bekleidete ich ein Jahr die Funktionen eines Vorstandes beim Gewerbeverein in St. Gallen.

Unterdessen führte Tante Rosalie getreu das Szepter in unserm Haushalt. Ein Besuch von Marie Trautmann, die in St. Gallen sehr gefiel, brachte uns viel musikalisches Leben, selbst Kirchner verlebte einen Abend mit uns. Jeden Sonntag und in den Ferien machten wir prächtige Touren ins Gebirgsland des Säntis. Aber innerlich zur Ruhe kommen sollte ich nicht, denn im Spätherbst 1861 erhielt ich die niederschlagende Nachricht, daß mein lieber Vater erkrankt sei. Als ich in Rheinfelden eintraf, war er bereits verschieden, was mir außerordentlich weh tat, denn ich habe ihn stets herzinnig geliebt, den braven, aufrichtigen, wohlmeinenden Mann und alle Ehrfurcht für ihn empfunden. Meine Mutter zog darauf von Rheinfelden nach Basel, und mich zog es auch dahin.

Damals kam das Projekt der Gotthardbahn auf und mir als Basler wurde zugetraut, ich stehe in irgend welcher Beziehung zu dem Comité, während ich mit Leib und Leben nur der Union Suisse diente. Es vermehrte dies noch das Mißtrauen meiner Obern, gegen das ich von Anfang an zu kämpfen gehabt. Da besuchte mich an einem schönen Morgen im Februar 1862 Zentralbahndirektor Schmidlin und fragte, ob ich gewillt wäre, bei der Zentralbahn in eine ähnliche Stelle zu treten, wie ich sie bei der Union Suisse versehe. Ich schlug mit Freuden ein, glücklich, in die Nähe meiner Mutter und in mein mir lieb gewordenes Baslerleben zu kommen. Zum Abschied wurden mir in St. Gallen noch große Ehren zu

teil, Gastirungen und eine Menge schöner Worte. Vom „Chrysostomus" und manchem mir in kurzer Zeit lieb gewordenen Kreis, so von der Familie Stoffel und andern, tat es mir weh zu scheiden.

Mit frohem, frischem Mut zogen wir in unser schmuckes Häuschen Wallstraße 22 ein. In den Geschäften der Zentralbahn war ich bald drin und konnte sie in der Direktoriumsversammlung selber vertreten. Das Leben hatte einen neuen Reiz gewonnen für mich. Rastlose Tätigkeit fürs Geschäft, für mich und andere war mein Lebenselement. Meine Ersparnisse am Gehalt nebst den Salineninteressen wurden stets zur Tilgung meiner Verbindlichkeiten verwendet und jedes Tausend Franken, um das sie kleiner wurden, näherte mich dem Ziel endlicher Befreiung, das ich stets vor Augen aber noch lange nicht erreicht hatte. Die liebe Mutter war immer an mir, ich solle mich wieder verheiraten, aber meine ökonomischen Verhältnisse waren ja noch nicht geordnet und mein Salinenanteil noch immer einigermaßen verschuldet. Immerhin verhehle ich nicht, daß mein Witwertum mich viele Überwindung und manche Entbehrung gekostet hat. Sie wurden einigermaßen neutralisirt durch meinen geistigen Umgang mit Familie Ecklin und andern Freunden.

Es folgten aber wieder schwere Ereignisse. Meine liebe Mutter, mit der ich einen innigen täglichen Verkehr unterhielt, wollte durchaus im Frühjahr 1864 schon im April auf die Frohburg, von wo Kälte und Schnee sie nach der Schauenburg trieben. An einem schönen Maisonntag waren wir alle dort versammelt. Man aß unter einem blühenden Apfelbaum zu Mittag, und am Abend dieses glücklich verlebten Tages begleitete sie uns noch einige Schritte. Andern Tages kam vom

Wirte die Anzeige, daß sie plötzlich gestorben sei. Ich ging nachmittags hinauf und als am Spätabend die Gäste verlaufen waren, legten wir die liebe Leiche in Tücher und auf ein Wägelein und trabten mit ihr bei strömendem Regen durch die Dunkelheit über Frenkendorf, Pratteln und die Hardt. Wieder war ein teures Band zerrissen. Im Jahre darauf folgte mein Schwiegerpapa, Herr Remigius Merian-Respinger, der eine Anzahl Jahre in völliger Blindheit verlebt, durch seine Tochter Trinette, die jüngste der Merian, treu verpflegt. Sein Rothhaus ging an Daniel Meyer-Merian über. Nicht lange darnach trugen wir auch die liebe Tante Salomea Hoffmann zur ewigen Ruhe. Es gab dies alles Anlaß zu finanziellen Auseinandersetzungen, die gottlob ohne Zwischenfall und friedlich vor sich gingen. Ich sah die Zeit heranrücken, wo ich, von aller schweren Last befreit, mich als selbständigen Menschen betrachten konnte. Meine beiden Schwägerinnen Merian bezogen mit mir eine etwas freundlichere Wohnung, damals Mostackerstraße 44 und jetzt Holbeinstraße 58. Doch sollten wir noch nicht aus Trauer und Leid kommen, denn im folgenden Jahre 1867 erkrankte unser lieber vortrefflicher Schwager Dr. Theodor Meyer-Merian, Spitaldirektor, als Volksschriftsteller weit bekannt, dessen Verlust die ganze Stadt betrauerte. Es brachte dies alles viele trübe Tage und ernste Stimmung, und ich danke Gott, daß eine recht ausgiebige Arbeit meinen Geist und meine Kräfte in Schwung hielt. Es war ein großes Arbeitsmaterial, das ich zu bewältigen hatte. Mein Vorsteher griff nur ungern zur Feder; die ganze Korrespondenz und eine immerwährend sich folgende Reihe von Berichten, Rechnungen und Anträgen lag mir ob, neben Audienzen aller Art. Direktor Schmidlin wußte, daß er sich auf

mich verlassen konnte, obwohl Fernerstehende nur seine Hand sahen und nicht die meine. Durch Inspektionen und Konferenzen kam ich in der Schweiz herum, jährlich ein- oder zweimal nach Paris, ebenso oft nach Karlsruhe und nach der Pfalz. Es war ein interessantes Leben, dem ich mit Seele und Sinn angehörte und das mir die Bekanntschaft mit vielen hervorragenden Männern einbrachte.

Am 2. März 1869 zahlte ich die letzte Rate meines Anlehens ab und von diesem Tag an sind meine Verhältnisse aus dem Sollen ins Haben übergegangen. Wie habe ich bedauert, daß es meiner lieben Frau nicht beschieden sein sollte, nach so vielem Kämpfen und Ringen diese Epoche mit mir zu erleben!

Es war im Juli 1870 als ich meine Tochter zu einem Besuche ins Elsaß begleitete. Am Bahnhof Straßburg kam uns Freund Rumpf entgegen und drückte sein Erstaunen darüber aus, daß wir in einem Moment ins Elsaß kämen, wo die Kriegserklärung Frankreichs an Preußen an einem Haare hänge. Ich antwortete ihm, es sei mir unmöglich an eine solche monströse Bornirtheit von Seiten der Franzosen zu glauben, aber als wir am Bestimmungsorte eintrafen, war auch schon die Kriegserklärung da. Ich wollte schnell nach Saargemünd wegen Kohlenlieferungen für die Zentralbahn, aber schon waren Eisenbahn- und Telegraphendienst abgebrochen. Wir kamen noch glücklich über die Schweizergrenze zurück und siehe: schon war das schweizerische Besatzungsmilitär da. Es war der letzte Zug, den die Franzosen nach Basel geführt haben. Meine Sympathien waren mit den freiheitbringenden, aufklärenden Franzosen, nicht mit Napoleon, den ich von jeher gehaßt, aber mit dem Volk, von dem ich mit Schiller begeistert ausrief: „Sein Schild ist an den Himmel geheftet!“ Aber die Wucht der Ereignisse warf

das alles um. Die schweizerischen Bahnhöfe waren bald mit Gütern überfüllt; der Verkehr wuchs zu einem unentwirrbaren Chaos an. Ich habe eingegriffen und gehandelt, weder nach links noch nach rechts gefragt, sondern alle Anordnungen getroffen, Luft zu schaffen und das Publikum zu befriedigen. Mittlerweile neigte der Krieg immer mehr zu einem für Frankreich ungünstigen Ende. An den kalten Wintertagen und in den Nächten hörten wir deutlich das Belagerungsgeschütz vor Belfort und das Gedröhn der Schlacht von Villerserel; bald nachher warf sich die Bourbakische Armee in die Schweiz. Eine wohltätige Erinnerung ist mir die Herausholung eines Teils der Straßburger Bevölkerung, durch meinen Freund Dr. Gottlieb Bischoff im Verein mit Bern und Zürich eingeleitet, wobei ich in der Anordnung des Transports tätig war. Wie war ich freudig erstaunt, auf einem der ersten Emigrantenwagen Freund Rumpf und Familie zu treffen, der nach vielem überstandenen Leid und Kreuz sich sicher nach der Schweiz retten konnte. Die Einquartirung der Straßburger gab auch wieder manches zu tun.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel kam im Jahre 1872 das Absterben meines Vorstehers und Direktors Schmidlin. Nun traten Andere in den Vordergrund, und zum Betriebsdirektor wurde Herr S. aus St. Gallen berufen, ohne daß man daran dachte, wie sehr mich das verletzen müsse. In diesem Augenblick kam der Chef eines Basler Bank- und Speditionshauses zu mir mit dem Vorschlage, in Verbindung mit meinem jüngern Sohne die Leitung des Speditionshauses zu übernehmen. Es hat mich große Überwindung gekostet, aus einer sehr geachteten Beamtung heraus und auf das Gebiet des wechselvollen Geschäfts überzutreten, wo alles vom

guten Erfolge abhängt. Aber geworfen war der Würfel des Schicksals und ich trat meine neue Stelle an.

---

15. Eine Erholungstour nach England.

In meinem Hause suchte ich ein geistiges und namentlich musikalisches Leben zu unterhalten und meine Kinder dafür zu interessiren. Wir führten auf bescheidenem Fuß ein heiteres und gerne auch von Bekannten und Freunden besuchtes Haus. Jedes Jahr wurde im Sommer eine Ferienreise unternommen, die zur Stärkung und Einigung dienen mußte. In diese Zeit fällt auch die Umwandlung der Saline Rheinfelden in ein Aktiengeschäft, unter Verschmelzung der drei Salinenwerke Rheinfelden, Ryburg und Kaiseraugst. Dadurch wurden die in Rheinfelden festgelegten Kapitalien flüssig und ich bezog einen Anteil, den ich mit meinem Schwager teilte, da er von den Eltern ererbt war; diese Teilung wurde im besten Frieden und ohne die mindeste Trübung vollzogen. Das gestattete mir, die Lebensstellung meiner Kinder besser zu sichern, eingedenk der vielen Kummerjahre, die ich hatte erleben müssen.

Einer größern Erholungsreise erinnere ich mich besonders gern. Nachdem mein jüngerer Sohn in einem Basler Hause die Lehre gemacht, plazirte ich ihn in Boulogne, von wo er durch dieses Haus nach London versetzt wurde. Meine ältere Tochter war aus der Pension in Clarens zurückgekehrt. Da fiel es unserm Thomas Cook, dem ich bei den schweizerischen, italienischen und französischen Bahnen für sein Geschäft die Wege geöffnet, ein, meine Tochter für einen Monat mit nach Leicester

zu nehmen, unter der Bedingung, daß ich sie zurückhole. Unsere erste Etappe war Boulogne, wo wir bei der Familie L. sehr angenehme Stunden verlebten, am folgenden Tag bestiegen wir den Dampfer nach Folkestone. Wie mutete mich das weite Meer und der scharfe Wellenschlag wieder an! Noch am gleichen Abend gelangten wir nach London und besuchten den Sohn Cook, der mir die nötigen Freikarten verschaffte, so daß ich versorgt war wie ein Monarch. Als wir bei Cook in Leicester angekommen waren, zeigte man uns diese freundliche Landstadt, in der meine Tochter einen so schönen Monat zugebracht, und ich lernte dort die Familie des John Cook näher kennen. Um Mitternacht stiegen wir dann in den schottischen Schnellzug und der ausgezeichnet ruhige Betrieb englischer Bahnen gestattete uns einen erquickenden Schlaf bis Newcastle. Da hieß es einen Gasthof aufsuchen und nach kurzer Rast nahmen wir die rußige Stadt mit ihren hunderten von himmelanstrebenden Schloten und der berühmten Brücke über die Tyne in Augenschein. An der Hochschanze der Tynemündung hatten wir eine wundervolle Aussicht auf das Meer und die Küste, dort wo die mächtigen Feuerschlünde zur Landesverteidigung in das Meer hinausragen. Eben lief ein von Indien heimgekehrtes Kriegsschiff langsam unter Kanonendonner, Flaggengruß und rauschender Musik in die Tyne ein — ein prächtiges Stück Alt-England.

Am folgenden Tag stiegen wir in den Edinburg-Zug ein und erreichten der Granit-Küste entlang unser Ziel. Hier wurden wir von Cook in ein prächtiges Hotel gewiesen und besahen die herrliche Stadt. Sie liegt in dominirender Stellung prächtig über Meer und Land, in ruhiger Majestät. Die obere Terrasse ist eine wahre Akropolis mit wunderbarer Rund-

sicht, so daß es schwer war, sich vom Anblick zu trennen. Überhaupt hat mir dieses Edinburg außerordentlich imponirt und erst recht dann, als das schottische Leibregiment der Königin in Nationaltracht mit origineller Musik (Dudelsack, Pfeifen und Horn) in wuchtigem Takt an uns vorübermarschirte. Unter Freundes Leitung wurde die Zeit gut verwendet. Unser Heim war ein Temperenz-Hotel und unmöglich Wein oder Bier zu erlangen.

Eine etwas unheimliche Fahrt war es dann über den Busen des Firth of Forth und Firth of Tay mittelst Trajektdampfer bei hochgehender See. Doch langten wir wohlbehalten in der Inselstadt Dundee an, in dieser eigentümlichen Spinn- und Weberstadt mit ihren armseligen Quartieren und ihrem barfüßigen, zerlumpten Volk, das die Fabrikanten stark ausnützen. Wie täte dort unser schweizerisches Fabrikgesetz wohl!

Noch weiter nordwärts ging unsere Fahrt, dem Seegestade entlang, vor unsern Augen die weißen Segel in allen Distanzen und die Bastionen der Küstenverteidigung. In Aberdeen, einer neu aus Granit gehauenen saubern Stadt, wo viele Rentner in häuslichem Komfort ihr Leben verträumen, hielten wir an. Es war uns recht behaglich hier. Dann ging es erst ins eigentliche Hochland, auf kleiner Bergbahn durch enge Täler und Schluchten, für uns eine ganz neue Welt. Es folgte die pittoreske Fahrt auf dem Lock-Neß- und Caledonien-Kanal, der zwischen braunroten und meist kahlen Bergen von düsterer Ossianstimmung sich hinzieht. Eine Gruppe von 12 Schleußen hebt und senkt die Steamer um ein paar hundert Fuß gleichsam treppauf und treppab. Per Post setzten wir die Fahrt über den Rücken des Hochlands fort, vorbei an Seen und Jagdgründen mit immer neuen und überraschenden Bildern; dabei ging es ungemein rasch. Wie wunderten wir

uns, als dann nach einer rasend schnellen Fahrt über Perth und Stirling die Eisenbahn uns in Glasgow absetzte, dieser Metropole der Industrie, deren Produktionskraft wunderbar ist, die aber auch empörende Bilder moralischer Rohheit an der Oberfläche bietet. Einen freundlichen Eindruck hat mir Liverpool hinterlassen. Da sahen wir aus dem Bauche kalifornischer Segler Getreidesäcke mit Blitzesschnelle emporheben, in einen Trichter, der zugleich die Waage bildet, geleert und automatisch eingeschrieben. Von origineller Schönheit sind das Matrosenspital, die Marinegebäude mit schattigen Plätzen, einzelne Denkmäler, die Markthalle, am meisten aber die wogende Menschheit. Wir haben die knapp bemessene Zeit wohl ausgenützt und kehrten dann per Expreßzug nach London zurück, indem wir unterwegs noch in Crewe abstiegen zur Besichtigung der dortigen Maschinenwerkstätten, wo das harte Eisen behandelt wird als wäre es lockere Teigware.

In London traf mein jüngerer Sohn ein und Herr Cook machte während einiger Tage noch die interessantesten Fahrten mit uns, so nach dem Parlamentshaus, der Westminsterabtei, der Gemäldegallerie, dem Tower, dem großen Dom, dem Themse-Tunnel, den Docks, den Parks, dem zoologischen Garten, Greenwich u. s. w. Unsere Wanderungen brachten uns eine ungefähre Idee bei von der kolossalen Größe dieser Weltstadt und ihrem Straßenleben. Nach großem Dank an die Cooks zogen wir drei über Dover und Calais in Paris ein und verlebten dort noch angenehme Pfingsttage 1869. Dann fuhr mein Sohn nach Boulogne zurück und wir kehrten mit vielen großen Eindrücken bereichert in unser stilles Heim.

16. In politischen und kirchlichen Kämpfen.

Eine meiner außergeschäftlichen Bemühungen galt dem Gewerbewesen. In den vierziger und fünfziger Jahren kam es alten Basler Familien sehr bequem, über den niedrigen Stand unseres Handwerks zu klagen, dafür sich desselben wenig zu bedienen. Trotzdem ließen sie sich die Untertänigkeit der Handwerker sehr wohl gefallen und wußten dieselben bei den Wahlen zu brauchen, damit das Familienregiment nicht gestört werde. Dabei sah man den Handwerkern bei den Abgaben gern durch die Finger und nahm lächelnd den von ihnen hervorgelangten Fünfliber entgegen, mit dem Gedanken: Wir befehlen, wir bezahlen! — Ich hoffte, durch das Zusammenwirken der jungen intelligenten Kräfte einen Kern zu bilden, der sich bemühen werde, aus dem alten Schlendrian herauszukommen. Es war dies eine schwere Aufgabe. Die Meisten hingen noch den alten Privilegiumsgedanken nach, Schutz vor fremder Konkurrenz durch Zölle, Absperrung von Erzeugnissen u. dergl. Von Belehrung und Arbeit an sich selber war hingegen weniger die Rede. In dieser Atmosphäre ist der erste Handwerker- und Gewerbeverein anfangs der sechziger Jahre erstickt. Der neue Gewerbeverein, den Professor G. im Jahre 1864 mit mir gründete, war auch nicht immer im rechten Fahrwasser, gute Impulse wurden immer wieder erstickt. Doch traten immerhin einige praktische Schöpfungen ins Leben. So die Handwerkerbank, welche namentlich durch Konsul David und Ratsherr Schmidt-Fäsch und durch die richtige Führung des Verwalters Hs. Burckhardt-Eckenstein recht bald zu größerer Bedeutung gekommen ist. Die

zweite Schöpfung ist die Gewerbehalle, der ich trotz vieler Mißerfolge bis in die letzte Zeit gedient habe. Drittens das Gewerbemuseum, das erst noch seiner richtigen Entwicklung entgegengehen soll. Hiezu kommt die Basler Gewerbeausstellung im Jahre 1877 und die Beschickung der schweizerischen Landesausstellung im Jahre 1883. Eine sehr bedeutende Zahl von Vorträgen sind im Laufe der Jahre gehalten worden und von der Gründung an bis ins Jahr 1884 war ich Präsident oder Vizepräsident.

In der Politik gehörte ich von jeher der freisinnigen Partei an. Vor allem bin ich ein begeisterter Freund der Verjüngung unserer lieben Schweiz aus echt eidgenössischer Gesinnung gewesen und war dafür begeistert, daß unser Basel aus dem verknöcherten Wesen der vierziger Jahre herauswachse. Wie bin ich glücklich gewesen, mitraten und mittaten zu dürfen bei der Reorganisation unseres Bundesstaates und bei all den Fortschritten meiner lieben Vaterstadt zu recht hellen und gesunden Zuständen. Gedenke ich der engen und ängstlich hinter Wall und Graben eingepferchten alten Stadt, mit ihren Toren, ihrer Garnison, ihren geringen Schulhäusern, mit ihren schlecht gepflasterten und zum Teil gar nicht beleuchteten Straßen, mit ihrem Zunftzwang und engherzigen Ansichten — wie ist doch Schranke um Schranke gefallen und welch' ein lustiger Kampf war es gegen das Zopftum. Und jetzt die neuen Brücken, die Promenaden, die schönen Schulhäuser u. s. w. Was hat das alles Mühe und Kämpfe, Freuden und Leiden, Siege und Niederlagen gebracht. Dabei darf ich sagen, daß Schroffheit nie mein Ideal war. Es war mir auch nie gegeben, durch Schönreden das Volk zu gewinnen oder ein blinder Nachbeter zu sein, sondern ich habe

mir meine freie, niemals extreme Gesinnung stets gewahrt und konnte nicht immer für sehr vorzüglich halten, was von unsern Radikalen in den Vordergrund gestellt wurde; auch war ich nicht blind gegenüber dem Gebahren einzelner Führer, denen es mehr um ihre Person, als um die Sache zu tun war. Solche ängstlich abwägende Naturen kommen freilich nie weit, sie werden immer von rücksichtslosen Strebern zurückgedrängt und überholt und bin ich als guter Soldat im zweiten Gliede stehen geblieben. Mein Grundgedanke war von jeher dahin gerichtet, daß im Volke der Trieb erweckt werden müsse, von innen heraus sich aufzubauen und seine Rechte durch innere Kraft und Arbeit zu erringen und daß nicht alles von außen ihm entgegengebracht werden solle durch Entlastung von Sorgen und Mühen. So habe ich auch in nationalökonomischer Beziehung immer auf dem Boden des Freihandels gestanden, auch in Augenblicken, wo man sich mit der gegenteiligen Ansicht, mit dem Lärm für Retorsion und Schutzzoll recht populär hätte machen können. Ich habe dafür in vielen Zeitungsartikeln, Gewerbeblättern und Broschüren gefochten; die Einen lobten mich deshalb, die Andern tadelten mich, aber das Bewußtsein ist mir geblieben, meinen redlichen Beitrag geleistet zu haben.

Dabei habe ich manches körperliche Gebrechen still für mich getragen und meine Umgebung nicht mit Klagen beschwert. Sie verbitterten mir viele Stunden meines Lebens, und wenn Andere meinten, man sei doch glücklich und strotze von Gesundheit, so habe ich im Stillen gedacht: Ach, wüßtet Ihr doch, was ich zu leiden und zu überwinden habe! —

In die Zeit der sechziger Jahre fielen die Anfänge unserer kirchlichen Bewegung. Ich wollte mich nicht voranstellen;

schon wegen meiner Stellung bei der Zentralbahn wollte ich alles vermeiden, was mich wieder in eine falsche Situation bringen könnte. Es kam aber ganz anders, als ich mir vorgenommen, denn es galt, Farbe zu bekennen für meine Überzeugung und die Umstände drängten zum Eingreifen.

Die Dienstagszusammenkünfte, bei welchen sich W. Rumpf, Dr. D. Ecklin, Franz Hörler, Professor M., Professor R. Brenner, A. B., A. Brenner und Andere beteiligten, waren für mich eine köstliche Nachschule. Fast gleichzeitig wie in Bern und St. Gallen wurde auch in Basel ein kirchlicher Reformverein gegründet mit A. Brenner-Fäsch an der Spitze. Man versammelte sich alle vierzehn Tage, es wurden aufklärende Vorträge gehalten und dabei der strengen Orthodoxie, die bei uns alle Kanzeln beherrschte, gewissermaßen Opposition gemacht. Aber die Ausführung war eine zu hastige; es ließen sich wenig hervorragende Elemente gewinnen und unser Verein hatte einen verschwindend kleinen Kopf, dafür aber einen bedenklich langen Schweif. Man hätte sich besser umsehen sollen, die geeigneten Leute zu gewinnen und das hat sich lange schwer gerächt an unserm Werk. Die Orthodoxie versäumte auch nicht, uns hart anzugreifen und unsere „Reform bei Tabak und Bier" ins Lächerliche zu ziehen. Treu zur Sache hat mein Freund Dr. D. Ecklin gehalten, Hörler blieb ihr lange fern, andere kehrten uns den Rücken; Professor Brenner war durch seine Übelhörigkeit abgehalten und W. Rumpf zog nach Straßburg. Dafür tauchten Persönlichkeiten zweiten Ranges auf und es galt, seine ganze Kraft einzusetzen, um das Schiff nicht ins Schwanken kommen zu lassen, denn es traf uns Schlag auf Schlag. Es blieb mir keine Wahl, als entweder selbst einzugreifen oder die Sache fallen zu lassen. Vor allem

galt es, das fieberhafte Wesen abzulegen, Ruhe in die Sache zu bringen und einen höhern Standpunkt zu gewinnen, damit unsere Zahl aus den richtigen Kreisen der Bevölkerung verstärkt werde. Ich reiste nach Zürich und setzte mich mit Diakon Hirzel, Heinrich Lang und Professor Biedermann in Verbindung; ebenso besuchte ich die Brüder Fr. und Ed. Langhans in Bern, und so kam ein erster Zyklus von Vorträgen in der Aula unserer Universität zu Stande, den Heinr. Lang glänzend eröffnete. Nach den Vorträgen versammelte man sich auf der Gartnernzunft, wo noch bis Mitternacht in Rede und Gegenrede wacker gekämpft wurde. Anfänglich stellten sich dort auch unsere Gegner ein. Das Lokal war bis auf alle Fensterbrüstungen, Ofen und Gänge besetzt und das brachte uns guten Zuzug, namentlich Dr. C. Brenner und auch Hörler fanden sich jetzt bewogen, ernsthaft mitzumachen. Nun, im Bunde wackerer Eidgenossen, standen wir ganz anders da, und unsere Gegner, anstatt zu spotten, boten sich an, außerhalb der Landeskirche uns eine Stätte bauen zu helfen. Aber diese Verlockung wiesen wir von der Hand und erklärten, unter dem Kirchendach müsse die Reform eine Stätte finden und in unsere Landeskirche müsse der Geist des Christenthums erfrischend und erneuernd einziehen.

Obschon wir bei den Aulavorträgen nicht immer Glück hatten, erstarkte unsere Partei, man durfte den Reformverein nennen und ein großer Teil der Vorträge wurde gedruckt in weitere Kreise verbreitet. Wir verbanden uns mit den kirchlichen Reformvereinen in andern Kantonen zu einem schweizerischen Verein für freies Christentum. Die Reformtage in Bern und Biel brachten neues Leben und heilige Weihe. Ich kam mit all den wackern Kämpfern in intimere Beziehungen,

mit H. Lang, Diakon Hirzel, Fr. und Ed. Langhans, A. Bitzius, Buisson von Neuenburg, Chantre von Genf, Mayer von St. Gallen und Andern; die meisten haben wiederholt bei mir gewohnt, und den geistigen Genuß, den ich davon erntete, weiß ich selbst am höchsten zu schätzen. Derjenige aber, der mit seinem theologischen Wissen und seiner Kenntnis unserer Lage am meisten einzuschneiden wußte, das war mein lieber Freund Franz Hörler; er packte den Stier bei den Hörnern und stellte den Antrag auf Beitritt von Baselstadt zum theologischen Konkordat; dann setzte er die Abschaffung der Verpflichtung auf die Basler Konfession durch; drittens bewirkte er die Eingabe an den Großen Rat für die Aufhebung des Glaubenszwanges, nämlich Fakultativerklärung des sog. apostolischen Glaubensbekenntnisses. Mit der Eroberung dieser drei Festungen der Orthodoxie war uns der Weg zur Wahl von Geistlichen freisinniger Richtung gebahnt. Unterdessen setzten wir unser Kränzchen an den Dienstagabenden fort, mit Vorlesungen, Vorträgen und freier Diskussion. Mir war es ein Genuß, mit meinen Nachbarn die Wanderung in unsere „Synagoge" anzutreten; wir alle holten uns dort geistige Stärkung. Da kamen wir auf den Gedanken, einmal einen der Schweizerpfarrer freier Richtung hier auf die Kanzel zu bringen und nach einigen Schwierigkeiten wurde uns die St. Martinskirche eingeräumt. Zuerst kam Pfarrer H. Lang von St. Peter in Zürich, später Pfarrer A. Bitzius von Twann und dann Pfarrer A. Altherr von Rorschach. Damit wurde wieder ein großer Teil unserer Bevölkerung für die Sache gewonnen und begeistert.

Gerade um jene Zeit war es, im Frühling 1874, daß Pfarrer J. Riggenbach zu St. Leonhard sich weigerte, das

sog. apostolische Glaubensbekenntnis mit der vom Großen Rat abgeänderten Eingangsformel zu gebrauchen, und von seiner Stelle zurücktrat. Bei der Besetzung dieser Stelle wurde dann, nachdem von unserer Seite tüchtig gearbeitet worden, Pfarrer Altherr von Rorschach gewählt. Wir waren damit, wie H. Lang sich ausdrückte, von der Akropolis in den Tempel gezogen, und wahr geworden ist unser Ausspruch, daß die Reform in die Landeskirche einziehen und unser religiöses Leben innerhalb derselben erneuern wolle. Auf Pfarrer Altherr folgte am Münster Obersthelfer Zw. Wirth, zu St. Theodor Pfarrer Eman. Linder, zu St. Peter Pfarrer Paul Böhringer und zu St. Leonhard als zweiter Pfarrer Oskar Brändli. Damit war die Aufgabe des kirchlichen Reformvereins erfüllt, er löste sich auf und es bildeten sich die vier freisinnigen Gemeindevereine mit einer zwölfgliedrigen Zentralkommission. Gott hat mir die Kraft gegeben, trotz innerer und äußerer Anfechtung den langjährigen Kampf redlich durchzukämpfen. Ich hatte das gute und große Ziel stets vor Augen und habe es unter Gottes gnädigem Beistand und bei treuer Mithülfe stärkerer geistiger Kräfte auch endlich glücklich erreicht.

---

17. Zweite Heirat und Oberitalien.

Ich habe die freundliche Bekanntschaft mit dem Ehepaar Stoffel während der letzten Zeit meines St. Galler-Aufenthaltes erwähnt. Diese Freundschaft setzte sich im Briefwechsel fort, und nachdem Frau Stoffel Witwe geworden war, trug ich mich Jahre lang mit dem Gedanken, sie als meine Gattin

heimzuführen. Am 11. August 1884 vollzog Pfarrer Albrecht in Rorschach den kirchlichen Akt. Ein milder, goldener Sonnenschein umfloß uns an jenem Tage. Beim traulichen Mahl brachte uns mein ältester Sohn einen recht warmen und freundlichen Trinkspruch. Dann sahen wir als getraute Gatten das heimische Ufer mit den uns freundlich Zuwinkenden schwinden und zogen einem fremden Strand und neuem Leben entgegen, die Seele freudig bewegt, daß uns kein Alleinsein und kein wehmutsvolles Sehnen fürder beschwere, und dem lieben Gott von ganzer Seele dankbar, daß er alles so glücklich gefügt.

Am folgenden Morgen fuhren wir nach München, dann weiter nach Reichenhall und in das Salzkammergut, nach dem Königssee und Berchtesgaden. Es war ein angenehmes Zusammentreffen mit dem Ehepaar Dr. St. aus Zürich, das auch in etwas vorgerücktem Alter seine Hochzeitsreise machte. Wir bestellten uns in Salzburg gemeinsames Quartier und blieben zu beidseitiger Anregung und Ergötzlichkeit noch einige Tage bis Wien zusammen. Von Linz an fuhren wir auf der Donau, wobei pittoreske Felspartien, berühmte Ruinen, stattliche Schlösser und mächtige Abteien in reicher Abwechslung an uns vorüberzogen, bis wir bei Regen in die Kaiserstadt einzogen. Da wurde uns denn das Wienerleben von seiner schönen Seite zu Teil, die Oper, der Volksgarten mit dem Strauß'schen Orchester, die herrlichen Gallerien im Belvedere und im Lichtenfelsischen Palast. Der glücklichste Zufall führte uns mit Professor Jakob Burckhardt zusammen, der mit guter Laune uns die Blüten der Kunst durch seine geistreichen Erläuterungen noch genußreicher machte. Auch das Atelier des damals an seiner letzten Krankheit darnieder liegenden Meisters Makart bekamen wir zu sehen.

Die Fahrt über den Sömmering nach den steyermärkischen Landen wäre herrlich gewesen, wenn nicht Stürme und Regengüsse uns die reizenden Landschaften verhängt hätten. Aber um so schöner war dann das Erwachen in Insbruck, wo die Sonne die rings herum liegenden und bis tief herab verschneiten Schneekuppen vergoldete. Über den Arlberg führte uns der letzte Reisetag bei Buchs wieder in die Schweiz zurück.

Ins Heim zurückgekehrt begannen die kleinen Haussorgen. Für zarte Gemüter ist der Druck langjähriger Leiden und Sorgen, wie ihn auch meine liebe Gattin ausgestanden, verhängnisvoll; nur langsam und allmälig verlieren sich die schroffen Falten, die ins Herz eingeprägt sind, und es ist schwer alle Spuren derselben wegzuglätten. Für mich war dies eine neue Aufgabe. Doch war ja gegenseitig viel Liebe, viel Lebenserfahrung, viel guter Wille da und so gestalteten sich unsere Tage doch recht glücklich. Wir besuchten mit großem Genuß unsere herrlichen Konzerte, verlebten manchen frohen Abend im Theater, waren glücklich bei unsern Lesestunden, und auf den eng gezogenen Spazierwegen wie bei unsern Tischgesprächen. Meine liebe Frau konnte sich mehr ihrer Malerei widmen und mir war es ein großer Genuß, ihre Arbeiten wachsen und schließlich vollendet zu sehen. Auf der mit Blumen geschmückten kleinen Veranda saßen wir zum Morgenbrot, dort hielten wir Mittagstisch und dort speisten wir zu Nacht; dort wurde vorgelesen und zwischen den nachbarlichen Gärten spazirt, dort freuten wir uns am Mondlicht und am Sternenschein. Alle drei Wochen kam der große Familientag, wo sich Kinder und Enkel zum Mittagessen bei uns zusammenfanden. Wöchentlich einmal war Kindertag für die in Basel wohnenden Enkel, wo dann der Großpapa herhalten und stets mit etwas Neuem zur allge-

meinen Ergötzlichkeit sich versehen mußte. Solche Beziehungen und Momente sind für die Zusammengehörigkeit einer Familie sehr notwendig und haben, wenn gegenseitig mit Liebe gepflegt, ihren großen Segen noch über das Grab hinaus. Auch hat es mir an Arbeit nicht gefehlt; es gab, trotzdem ich mich von dem Geschäfte zurückgezogen, Kommissionssitzungen aller Art (in Sachen des Salinengeschäfts, der Gemeinnützigkeit, des politischen und kirchlichen Lebens), Vorbereitungen dafür, Korrespondenzen in industrielle und politische Blätter; Vereinsangelegenheiten belegten meine Wochentage in reicher Abwechslung und dazu kam die Vollendung einer poetischen Arbeit aus früherer Zeit, des Lieder-Zyklus „Giuseppe Garibaldi."*) Wie wird es dir gehen, Kind meiner ersten Geistesarbeit, wenn du das Licht der Welt erblickt?

Aus dem Vorwort dieses Lieder-Zyklus mögen folgende zwei Strophen hier folgen:

Nach guten Menschen hab' ich stets gesucht,
Nach reinen, treuen, gottverwandten Seelen,
Doch Viele in der Zeiten rascher Flucht
Sah ich den rechten Lebensweg verfehlen;
Von Leidenschaft und schnödem Eigennutz
Sah ich die Einen blind und taub besessen,
Die Andern wankend, ohne Schild und Schutz,
Die höchsten Lebensgüter gar vergessen.
Ja, Viele sind zum Gottesreich berufen,
Und Wen'ge nur erklimmen seine Stufen.

---

*) Giuseppe Garibaldi, ein Lieder-Zyklus von Th. H.-M. Basel, Benno Schwabe 1886.

Nur heller glänzt, je finsterer die Nacht,
Der Sterne Strahlenglanz auf uns hernieder,
Und ihre stille, reine, helle Pracht
Versöhnet mit der Schatten Nacht uns wieder.
So strahlt auch aus dem menschlichen Gewirr
Ein großes Herz, erhab'nen Geistes Wehen;
Den lichten Flammenspuren folgen wir,
Ja, Göttersöhne glauben wir zu sehen,
Und solche Großgestalt hab' ich gefunden,
Die hell geglänzt und Vieles überwunden.

Am zweiten Mittwoch des Monats September 1885 setzten meine Frau und ich uns in den Gotthardzug und beschlossen den ersten Reisetag in Lugano bei Sternenschein mit einer Bootfahrt. Andern Tages auf dem Lago Maggiore mußte sich die Schiffsgesellschaft unter das Segeldach zusammenkauern, denn der Regen stürzte in Strömen. Doch „Morgenregen und Frauenweh" vergeht bald, sagt ein altes Sprichwort und siehe da, bald glänzten die Ufer im Sonnenlicht und mit ihnen das Antlitz meiner Frau, die nun von paradiesischer Pracht sprach als wir uns Laveno näherten und die Borromäischen Inseln aus dem sanft bewegten Seespiegel emportauchten. In Isola Bella wurde gelandet. Wir kamen an der Tafel neben ein junges deutsches Pärchen zu sitzen, mit dem wir dann gemeinsam Schloß und Garten besuchten. Wie zu Jean Pauls Zeit, so ist heute noch dieser Garten mit seinen bepflanzten Terrassen eine Zauberwelt, in welcher Kunst und Natur zu einem zierlichen Ganzen verwachsen sind. Über Luino nach Lugano zurückgekehrt, brachte uns der Dampfer nach Porlezza, und dann die Schmalspurbahn (nach einem Zollstreit wegen meinen zu hoch tarirten Zigarren) an den

Comersee, mit den herrlichsten Ausblicken über seine Ufer und zu den Bündneralpen hinauf. Als wir am folgenden Morgen in Mailand erwachten und uns rings die Glocken den Sonntagmorgen verkündeten, waren wir froh. Es drängte uns zum Dom, dem Marmorwunder. Während meine Frau sich auf dem Dache ausruhte, stieg ich nach Herzenslust weiter und schaute dann oben aus der Laterne auf das Prachtwerk hinab und zu den Alpenketten hinauf. Beim Rauschen der Orgel stiegen wir ins Innere des Doms hinab und konnten noch den größten Teil der großen Messe genießen. Es war ein prachtvolles Orgelspiel, so rein und weich und weihevoll, dazu vierstimmiger Gesang von frischen Stimmen. Das Amen kam uns zu früh, aber die Sänger hatten es satt, denn es war kaum verklungen, als sie ihre weißen Chorhemden über den Kopf auszogen und sich schleunigst davon machten. Es folgte die Galleria Vittorio Emanuele und Maria delle Grazie; da saßen wir eine halbe Stunde bewundernd vor der erhabenen Freske Leonardo da Vinci's; dann galt unser Besuch dem Campo Santo, einer überraschend schönen Anlage, wo die moderne Kunst sich in allen Formen zeigt. Außerordentlich interessirt hat uns die Leichenverbrennungsanstalt, durch die bis zum Tage unseres Dortseins schon 2700 Leichen zum Himmel verduftet waren. Man zeigte uns Asche in silbernen Schalen und Knochenreste in Stücken wie zerschlagener Kristallzucker. Von der Brera spricht man nicht immer mit der gebührenden Achtung; das Prachtbild von Raffael lo Sposalizio (Vermählung der Maria mit Josef) ist allein schon eine kostbare Perle der Kunst; aber auch die Werke Leonardo's, Luini's, Tizian's und Bellini's erfüllten uns mit Andacht. Abends ging es in die Oper. Wir waren erstaunt, als man uns am Eingang

die Billets abnahm mit der Bemerkung, sie seien bloß zum Eintritt ins Theater gültig und nun hätten wir erst noch unsere Plätze zu bezahlen. Lag es am Stück (Rigoletto) oder lag es an den Sängern — wir konnten uns an der Vorstellung nicht recht erbauen.

Auf der Fahrt nach Verona ergötzten uns die blühenden Reisfelder und die um Maulbeer-Alleen geschwungenen Weinguirlanden, wie sie sich in ganz Oberitalien finden. Der Ausblick über den Gardasee gewährte uns eines der schönsten norditalienischen Landschaftsbilder. In Verona war unser Hauptziel die antike Arena, ein imposanter Bau, in dem vor 2000 Jahren das Volk beim Todeskampf der Gladiatoren und Märtyrer jubelte; jetzt ist er in seiner Großartigkeit einsam und abgeschlossen vom heutigen Leben. Die ganze Stadt zeigt Spuren großen Glanzes, die gelbe Etsch durchzieht sie schlängelnd und erinnerte uns an Bürgers „Lied vom braven Mann.“ Mit Mühe und Marter gelangten wir zu unserm Billet und Gepäck und fuhren dann, Padua links liegen lassend, in den dunkelnden, funkelnden Abend hinein. Bei Mestre kamen wir über den 3600 Meter langen Lagunendamm, der sich kaum über den Wasserspiegel erhebt, und dann nahm uns in Venedig die Gondel des Hotel Danielis in Empfang, die uns in nächtlicher Stille durch verschiedene Seitenkanäle an den Bestimmungsort, das Hotel am Canale grande, brachte. Hand in Hand saßen wir still da, ließen die dunkeln, zum Sternenhimmel aufragenden Paläste wie im Traum an uns vorübergleiten, das Herz von Dank erfüllt, daß es uns vergönnt war, diese Stätte alter Größe und stiller Sehnsucht zu betreten.

Der Wirt empfing uns in Frack und Cylinder, von einer Heerschar von Bedienten und Kellnern umgeben; treppauf

und ab, über einen Kanal und dann wieder im Zikzak herum gelangten wir in unser geräumiges Zimmer mit seinen von Muskiteiros wohlumhangenen Betten, wo wir uns getrost in Morpheus Arme warfen. Beim Heraustreten aus unserm eigentümlichen Palazzo waren wir beide von Freude und Bewunderung ergriffen: vor uns die Inseln Giorgio Maggiore und Giudecca, von uns getrennt durch einen weiten Kanal, auf dem es wimmelte von Schiffen, Dampfern und Barken, darüber der azurblaue Himmel, von der Morgensonne vergoldet. Mit ein paar Schritten standen wir auf dem Markusplatz, im Zentrum der venetianischen Pracht, mit seinem überwältigend majestätischen Dogenpalast, der Markuskirche, dem Campanile und dem von Gondeln belebten Canale grande. Obwohl uns diese Dinge durch alle möglichen Darstellungen der Kunst bekannt waren, wirkte doch das leibhaft Lebendige ganz gewaltig auf uns, wir waren davon völlig hingerissen. Auf den Campanile könnte man per Maulesel reiten, so sanft ist die Steigung auf den 98½ Meter hohen massiven Turm; da hat man ganz Venedig mit seinen Inselgruppen und Lagunen zu Füßen. Was man auf der langen Wanderung durch den Dogenpalast an Wand und Decken zu sehen bekommt, ist ganz kolossal und die Lire wohl wert, die man bei jeder Treppe bezahlt. Hier ist der Reichtum aller Länder und Zonen zusammengeflossen; die großen Geister der Renaissance schauen von allen Wänden herab, man lebt in einer andern Welt und schaut und ahnt die gewaltige Organisation, durch welche Venedig sein Regiment über Länder und Meere, über Flotten und Heere ausbreitete. Man kommt zum demütigen Gefühl der eigenen Kleinheit. In der goldschimmernden Pracht der Markuskirche, ihrem Kerzengeflimmer, ihrer Fülle von gold-

grundigen Mosaikgemälden, ihren Kuppeln und Lampen wird man in eine ganz andere Stimmung versetzt, in träumerische Andacht. Die Pracht des Orients und die Steifheit byzantinischer Herrlichkeit hat hier ihren Abglanz. Überall sind Malgerüste aufgestellt. Die richtige Ablösung brachte uns beim Verlassen der Kirche ein einfaches Naturbild, bestehend in hunderten von weißen Tauben, die uns bittend umschwärmten; eine im Morgenglanz ihrer Jugend schimmernde blonde Engländerin mit zwei lieblichen Kleinen, die am Boden knieten, streuten der flatternden Schar reichlich Körner, und dutzendweise ließen sich die Tauben auf Schoß, Arme und Schulter nieder, schmeichelnd und pickend und girrend, und immer wieder neuer Zu- und Abflug. Auf dem Lido, wo sich das adriatische Meer öffnet, badet sich Venedig und die Fremdenwelt; hier saßen wir auf der Terrasse des Badgebäudes und schauten mit vergnügten Sinnen auf das weite, endlose Meer. Und als wir heimfuhren, welch ein Zauberbild: die Lagunen, Venedig und die Inseln in sanftblauen, purpurnen und violetten Farben, bis sich nach dem letzten Sonnenstrahl ein lichter Nebel wie ein Schleier darüber zog! Alles Volk strömt nach dem Markusplatz; dort unter dem sternenbesäten Himmelsgewölbe stellt sich die Regimentsmusik ein und man bekommt Bellini, Donizetti und Verdi zu genießen. Das schöne, junge Venedig kreuzt sich da im zierlichen Promenadenschritt mit den vielen Fremden aller Nationen und der Mond ist artig genug, die ganze Piazza mit seinem milden Glanz zu überstrahlen. Die Venezianer sind ein schönes Volk; jeder Budenbesitzer und jeder Glasperlenfabrikant gleicht einem Marquis und die Frauen mit ihren schwarzen Sammetaugen und blassen, von schwarzen Locken eingerahmten Gesichtern, verraten eine angeborne Gran-

dezza. Was das Schlimmste ist: die Meisten kleiden sich nach der Mode und diese verzerrt, was die Natur Schönes geschaffen. Am vornehmsten sind die einfachen Weiber aus dem Volk, die mit ihren über den Kopf geschlagenen schwarzen Schleiern und ihren Silbernadeln im Haar in die Vesper wandern; doch nur die jungen, denn die alten sind erbärmlich häßlich. Wer die Academia (Gemäldesammlung) besucht, der trete in den ersten Saal ein, wo sich Tizian's Himmelfahrt Mariä befindet; es werden ihm die Augen aufgehen und das Herz. Dann weiter zum heil. Markus von Tintoretto, zum Fischerring des P. Bordone, zum Gastmal des Levi von Paul Veronese, zur Prozession des Bellini u. s. w. Man staunt, man jubelt und sinkt totmüde in die Sammetkissen der Milieux. Dann ist's Zeit eine Gondel zu nehmen. Wir sind ein zweites Mal hingegangen und haben den gleichen Genuß davon getragen, zu viel für ein menschliches Auge. Wie wohl tut hernach eine Gondelfahrt! Wir besuchten nicht bloß eine Anzahl der wundersamen Palazzi (Wohnung der Desdemona, Wagners letzte Wohnung u. s. w.), sondern auch Kirchen, so die S. Maria dei Frari mit dem Grabmal Tizian's u. s. w., die S. Giovanni e Paolo, S. Maria Formosa mit Bildern von Tintoretto und Tizian. Nachher retteten wir uns immer wieder in eine der schwankenden Gondeln. Wir besuchten auch die Bernhardiner im armenischen Kloster S. Lazzaro, ihre Druckerei in 40 Sprachen, ihren Bildersaal, ihre Kirche, ihr Refektorium. Ebenso waren wir in Murano, dem Sitz der Glasperlen-Fabrikation. Wir versäumten auch nicht das Arsenal zu sehen und den Giardino publico, genossen eine Gondelfahrt bei dreiviertel Vollmond und besahen uns das Volksleben am Rialto. Eine Serenade, die

wir hörten, galt dem deutschen Kronprinzenpaar; unzählige Bilder bleiben tief in unsere Seele geprägt. An einem Sonntagmorgen führte uns die Hotel-Gondel aus all dieser fremden Welt hinaus und an den Eisenbahnzug.

Im Eisenbahnwagen beschwerte sich ein deutscher Gelehrter, der mit uns ins Gespräch kam, über das Unterholz in der Literatur, das die hohen Stämme überwuchere; er hatte einen Zahn auf die in den Ruhestand zurückgetretenen Kaufleute, die plötzlich auch Literaten sein wollen und den heiligen Boden der Wissenschaft verunstalten, statt ruhig das entgegen zu nehmen, was die Berufenen zu Tage fördern. Da flüsterte mir meine Frau zu: „Evviva Garibaldi!“ Wie gerne wären wir in Ferrara, der Wiege Ariost's, ausgestiegen, aber kaum hatten wir eine Handvoll goldgelber Trauben eingeheimst, so erscholl wieder das „Partenza“. In Bologna stieg unser Begleiter wie auch wir im Hotel Brun ab, welches eine flotte Herberge aus der Glorienzeit Bologna's ist, mit breiten Marmortreppen, weiten Korridoren, reich ornamentirten Ballustraden und hohen, mit splendider Stuckarbeit gezierten Prachtzimmern und Sälen. Mit Hülfe des Gsell-Fels bekamen wir das hervorragend Sehenswürdige zu genießen, die hauptsächlichsten Straßen, Plätze und Promenaden, den Neptunbrunnen, die schiefen Thürme, eine Menge alter Paläste und Kirchen, ohne uns heimisch zu fühlen. Es war gerade das Fest irgend einer Maria, Patronin des Kirchsprengels, und zugleich ein Garibaldifest. Das ging denn mit Singen und Musiziren fast die ganze Nacht durch, so daß meine Frau oft aus den Kissen sich vernehmen ließ: „Da hast Du Deinen Garibaldi!“ O heilige Cäcilia, deine Leier haben wir gehört, aber dein himmlisch verklärtes Bild von Raffael haben wir verschmäht, und vorgezogen in den herrlichen Morgen

hinein und über die Apenninen zu fahren. Die Bahn von Bologna bis Pistoja ist förmlich durch die Berge gebrochen, eine der großartigsten Bauten der Jetztzeit. Wir freuten uns, so sorglos durch alle die vormaligen Räubernester zu kommen, ohne von einem Fra Diavolo belästigt zu werden; Tunnel folgt auf Tunnel, bis man die reizende Ebene Toskana's vor sich hat, von Oliven- und Pinienhügeln sanft und prächtig eingerahmt, unten die üppigsten Gärten mit Wein und Früchten aller Art.

Firenze! Wir stiegen im Albergo di Roma ab, wohin ich von Basel aus empfohlen war, voller Freude, in Florenz zu sein. Nach kurzer Toilette rekognoszirten wir, kamen an den Arno, promenirten strandaufwärts an den Brücken vorbei, um dann plötzlich auf der Piazza della Signoria zu stehen, eigentlich verblüfft über den Anblick des kolossalen, ernst majestätischen Palazzo Vecchio und der Loggia dei Lanzi, in welcher das müßige Volk sich um die prächtigen Kunstwerke lagert. Wir sahen den Savonarola-Saal, in welchem große Erinnerung an Welterschütterndes unsere Herzen durchwogte. Am ersten Abend hätten wir gern recht ausgeruht, aber Ruhe, du bist ein schönes Wort, das steht nicht im italienischen Dictionnaire, namentlich nicht bei mondhellen Spätsommernächten. Droschkenstation, Stadtbahnlokomotivstation und ein Café, das lag alles unter unsern Fenstern. Machten Musik und Gesang eine Pause, so pfiff die kleine Lokomotive und rasselte der Zug; war dieser vorbei, so kamen die Droschken; es kamen dann vor Tag die Toskaner Landleute mit ihren klingelnden Eselgespannen, kurz wir verlebten wieder eine wahre Walpurgisnacht. Dennoch ging es am Morgen immer wieder drauf los, mit unerbittlichem Muth. Welch' plastische Komposition ist das Baptisterium

mit dem originellen Campanile! Im Dome S. Maria del Fiore suchten wir einen Sitz, wo uns die Pfeiler vor dem Anblick der plärenden Pfaffen verbargen, die da ihre Litaneien herunterleierten; was uns dagegen zur Andacht stimmte, war der Blick zum hohen Gewölbe empor. Vollends stiegen wir dann mit wahrer Andacht in die Gallerien der Uffizi hinauf. Ich wollte bei den Büsten der römischen Kaiser verweilen, aber meine Frau zog mich in die sogenannte Tribuna hinein, den achteckigen Saal, der die höchsten Kunstwerke vereinigt, die Mediceische Venus, die Ringer, den Satyr, den Schleifer u. s. w. Ich verschmähte auch nicht die Tizianische Venus zu bewundern, von der sich meine Frau ärgerlich abwandte, um sich an Mantegna, Michelangelo, Guido Reni, del Piombo u. s. w. zu erbauen. Ja diese Tribuna ist ein Kunstschrein, wie ein zweiter auf Erden nicht existirt, und es galt immer von vorne anzufangen. Dann kamen wir in den Saal der italienischen Schule, in den Saal der Holländer, Flamänder, Deutschen, Franzosen. Welche Schätze, welcher Reichtum! Das Cabinetto delle Gemme, die Niobe-Gruppe, die Vasen — wer staunt da nicht und kehrt doch immer wieder in die Tribuna zurück? Beim Eingang des Garten Boboli bemerkte uns ein Kammerdiener in reicher Livree, heute sei der Park geschlossen für das Publikum, aber als ich ihm meine mit einem Wappen verzierte Karte darbot, gestattete er uns gnädigst Einlaß. Da geht es durch Lorbeer- und Oleander- und Magnolien-Alleen. Vom Pavillon aus genießt man das vollständige Panorama der Stadt und Umgebung bis zur sanftanstrebenden Hügelkette mit Fiesole. Im Palazzo Pitti gieng es dann wieder ans Bewundern. Man denke sich doch, daß in den 15 Sälen allein schon 13 Bilder von Raffael sind, darunter die Krone aller, die

Madonna della Seggiola, die allein schon eine Reise über die Alpen lohnen würde, dann die Bilder von del Sarto, Giorgione, Lorenzo Lotto, Tizian, Filippo Lippi, Fra Bartolomeo, Salvator Rosa, Rembrandt, Rubens, Van Dyck, Murillo, Ruisdael. Überall Malergerüste mit männlichen und weiblichen Künstlern, die da ihre Kopien aufnehmen. Wer sich müde gesehen, tut wohl, in die Cascinen zu gehen, eine langgestreckte Parkanlage längs des Arno. Da wanderten wir gern und ruhten auf den steinernen Sitzen aus und wischten den Schweiß von der Stirn, denn es war eine Hitze, als wäre Florenz im Sudan gelegen. Da sahen wir uns dann auch den Florentiner Korso an. Nach 4 Uhr Abends lassen die hohen Herrschaften ihre eleganten Equipagen vorfahren, um in feinster Galakleidung vor dem Schloß in Parade aufzufahren und sich gegenseitig zu begrüßen. Zwischen hinein galoppiren Reiter in glänzenden Uniformen. Das gab einen rechten Blick in die feine Welt unserer Zeit, und doch müssen die Cascinen zur Zeit der florentinischen Größe, wo die Tiziangestalten leibhaftig heranritten, noch viel herrlicher gewesen sein. Als wir gemächlich durch die Alleen zurückwandelten, glitzerte der Vollmond durch das Blätterdach und über den Spiegel des Arno. Jeden Morgen hieß es bei uns: nicht wahr, heute nehmen wir die Uffizien und die Pittigallerie noch einmal vor? Wir haben den gedeckten Gang dazwischen mit seinen Kupferstichen zweimal bis ans Ende genossen. Auf S. Miniato, dem Lieblingsaufenthalt des Michelangelo, ist einer der florentinischen Friedhöfe; dort ruhen die Todten unter weißen Marmorplatten mit goldenen Inschriften. Dort hinauf muß auch zur Erholung gehen, wer sich müde gesehen hat. Auf dem Rückweg kamen wir an Michelangelo's David vorbei. Vor allem galt es noch den Kirchen di Santa Croce und San Lo-

renzo mit dem größten Werke Michelangelo's; dann San Marco mit der Zelle Savonarola's, die nebst den Reliquien mit großer Devotion gezeigt wird, obgleich in Rom noch immer der Papst regiert. Darum hat es mich keinen Augenblick gelüstet nach dem reizend gelegenen Fiesole zu pilgern, denn Jesuitenluft ist nichts für meine Lungen. Dagegen ließen wir uns nach der Certosa führen, dem Karthäuser-Kloster, welches einen der grünen Hügel krönt, mit prächtiger Aussicht, einer Pharmacie und einem feinen Refektorium, wo muntere Florentiner und Florentinerinnen sich aus Krystallflaschen die goldgelbe oder grüne Chartreuse einschenken ließen. Natürlich mußten wir tun wie die Andern, verließen aber dieses Mittelding zwischen Kloster und Schnapsbrennerei mit sehr gemischten Gefühlen. Eine Anzahl schöner Bilder aus der Neuzeit bietet der Salon an der Porta Pinti; es ist nicht zu verkennen, wir gehen auch in der Malerei wieder besseren Zeiten entgegen. Dagegen sind die Bildwerke in der Akademie der Künste vorwiegend bloß für Kenner, uns Nichtkenner ließen sie ziemlich kalt. Es war des Herrlichen genug für uns. Nachdem wir mit unserm Freunde Moor im Garten Orlandi eine Abendstunde verplaudert, dampften wir ab.

Es war nach Pisa eine reizende Fahrt. Im dortigen Hotel Minerva waren unsere Nachbarn ein griechischer General, der von den Manövern aus Frankreich zurückkehrte und ein Priester aus Cincinnati, der beim Papst Geschäfte hatte. Sie erzählten uns von dem furchtbaren Gewitter, das sie auf der Herreise und wir in Florenz erlebt hatten. Auf der Piazza del Duomo waren wir wie versteinert über den Anblick der neuen Welt, die sich uns darbot. Zuerst besuchten wir das Battisterio, dann den Dom, dann den Campo Santo, der viel

ernster ist, als der zu Mailand, und zuletzt den schräg zum Himmel ragenden Campanile. Das Gefühl, daß dieser Turm umstürzen müsse, steigert sich, wenn man die 293 Stufen von weißem Marmor erklimmt, dazu die Schneckentreppe und sich dann über das Geländer des obersten Umgangs hinauslehnt. Im botanischen Garten ruhten wir von allen Kunstgenüssen aus. In der Nacht schlossen wir wegen einer Menge Moskitos kein Auge.

Wir wollten der Riviera di Levante entlang Genua erreichen, kamen nahe an den Steinbrüchen von Carrara vorbei, erreichten das Mittelländische Meer und die Bucht von Spezia, wo wir einiges von der italienischen Kriegsflotte erspähten. Das Meer war tiefaufgeregt und dunkelblau mit schaumgekrönten Wellengipfeln. Mein Magen war in Aufruhr und ich überwand mich nach Menschenmöglichkeit, um meiner lieben Frau die herrliche Fahrt nicht zu verderben. Und durch welch wunderbar schöne Gottesnatur fuhren wir dahin! Über Chiavari, Porto-Fino, Nervi u. s. w. bis unser Expreß in den Bahnhof von Genua eindonnerte. Im Hotel Trombetta wurden wir prächtig einlogirt, in ein Zimmer mit Aussicht auf den vor uns ausgebreiteten Hafen. Wie glücklich war ich da über eine Tasse wärmenden Thee und wie herrlich der Blick aus unsern Fenstern! Wieder eine ganz neue Welt. Hier in Genua wollten wir weniger Jagd machen nach Kirchen und Gemälden, als die Natur genießen und Freunde besuchen. Ein Herr C., mit dem ich in zehnjähriger Geschäftsverbindung gestanden und der in Basel wiederholt mein Hausgast gewesen, war außerordentlich glücklich uns zu sehen. Er würde uns gerne Genua zeigen, aber er sei mit Geschäften überhäuft. Er hätte uns gerne einen seiner kleinen Hafendampfer zur Verfügung gestellt, aber

leider seien sie schon ausgefahren. Auch hätte er uns gerne einen seiner Indienfahrer besuchen lassen, aber unglücklicherweise sei keiner vor Anker, und so konnte er denn auch recht bald sich des Glückes freuen, uns ein für allemal gesehen zu haben. Das ist auch ein Stück Italien. Ich ließ drei weitere Adressen an Nobili ruhig im Portefeuille. Wir stiegen die Via di Roma empor und gelangten wie von selbst zur Piazza Manin, dann immer aufwärts bis zur Aqua Sola. Hier genossen wir die herrlichste Rundsicht auf die amphitheatralisch gebaute Stadt und den Hafen und weit hinaus ins offene Meer. Dem Denkmal des Agitators Mazzini brachten wir eine kurze Huldigung dar und strebten dann weiter vor zum Museo, wo das Panorama eine neue Gestalt gewann. Beim Leuchtturm feierten wir beim Scheiden der Sonne unsere Abendandacht. Das war alles so außerordentlich schön, daß uns die Trennung schwer fiel. Später sahen wir die Gallerien im Palazzo rosso, fuhren zum Campo Santo hinaus und nach Pegli zur Villa Pallavicini mit ihrem Wundergarten in der schönsten Lage der Welt. Eine herrliche Fahrt war es nach S. Remo an der Riviera, links den Ausblick auf das offene Meer und rechts auf die mit üppigster Vegetation bekleidete Hügelkette. Oleander, Agaven, Kaktus, Dattelpalmen, das alles verbindet, verschlingt sich zu malerischen Gruppen. Die Altstadt S. Remo hängt wie ein Schwalbennest vom östlichen Hügel hernieder, während die Neustadt sich längs dem Strand hinzieht, ganz und gar für die Fremden-Kolonie eingerichtet. Auf der Höhe der Altstadt, in einem üppigen Olivenhain hat die Munizipalität ein Rondell angelegt, von dem der Blick auf Cap Nero und Verde, sowie auf das offene Meer wahrhaft bezaubernd ist. Ganz befriedigt und bereichert nahmen

wir den von Nizza kommenden Schnellzug, der uns nach Genua zurückbrachte.

Es galt zu scheiden. Durch und über den Kamm der Apenninen, bis zu einer Höhe von 361 Meter ansteigend, brachte uns der Zug näher der Heimat. Nach einer Fahrt, die voll der reichsten Abwechslung an prächtigen Ausblicken, unter anderm auf die Monte Rosa-Kette und den Monte Viso, ist, kamen wir nach Alessandria und dann in die alte Residenz Turin, das seinen Charakter einer Residenz in jeder Beziehung beibehalten hat, sehr regelmäßig gebaute, schnurgerade, breite Straßen, stattliche Häuser, große Plätze mit Monumenten, ein nach französischem Schnitt gekleidetes Volk. Das Hotel Feder bot uns vortreffliche Unterkunft. Wir schlenderten am Quai des langsam dahinfließenden Po auf und ab, angesichts der Gran Madre di Dio und des Monte dei Capucini; dann über die Brücke und den Platz Vittorio Emanuele, durch die hochgeschwungenen, belebten Arkaden. Von hoher architektonischer Bedeutung ist die Capella S. Sudario, die mit dem Schloß zusammenhängt, ein Rundbau mit prächtiger Kuppel. Die Standbilder von weißem Marmor personifiziren die Größe des Hauses Savoyen. Auf dem Altar wird eine berühmte Reliquie aufbewahrt (angeblich ein Stück vom Leintuch Jesu Christi!). Das königliche Schloß, frühere Residenz der piemontesischen Könige, durchwanderten wir ganz, es ist voll Erinnerungen an Freud und Leid der Herrscherfamilien, die sich in diesen Räumen bewegt haben. Die Säle der Academia haben wir mit Sorgfalt durchstudirt, uns auch gefreut an der Galleria industriale subalpina. Später ging es mit der im Jahre 1884 erbauten Bergbahn auf die Superga. Man hat hier ein großartiges Panorama von Turin und Um-

gebung; die Aussicht auf die Seealpen und die Schweizeralpen war uns dagegen durch Gewölke verdeckt. Die Basilica steht auf dem höchsten Gipfel und beherbergt die Gräber der piemontesischen und sardinischen Herrscher, darunter auch das der Gattin Viktor Emanuels.

Das war unsere italienische Reise im Jahre der Gnade 1885. Ich habe sie mit Liebe beschrieben, denn sie war die Erfüllung eines langgehegten Lebenswunsches.

---

18. Schwere Schicksalsschläge.

Vor Weihnachten 1885 erblickte mein „Garibaldi“, mit einer guten Photographie des Helden geschmückt, das Licht der Welt. Der Welt kann man eigentlich nicht sagen, sondern nur eines kleinen Kreises. Ich erfuhr dabei manche Überraschungen, angenehme, wo ich sie nicht erwartet, und unangenehme, wo ich nicht darauf gefaßt war. Die Basler Presse war sehr ungalant. Sehr wegwerfend behandelte mich im „Bund“ mein Freund J. W., während mir Ferdinand Konrad Meyer von Zürich ein anerkennendes Schreiben zuschickte.

So kam Neujahr 1886 heran. Wir wollten es im Kreis der Familie und der gewohnten Freunde feiern. Da kamen unliebsame Absagen. Mir waren sie wie Vorbedeutung auf Veränderungen, doch ahnte ich nicht die schweren Prüfungen, die sich Schlag auf Schlag folgen sollten in diesem Jahr. Mein Schwiegersohn Ernst Rentsch tat auf dem Weg zu unserm Familientag einen schweren Fall. Während wir uns

noch über die Folgen desselben ängstigten, kam die viel niederschlagendere Kunde von einer Operation, die seine Frau, meine liebe Tochter Maria, bestanden, und von der Möglichkeit, daß die Folgen verhängnißvoll würden. Während Tagen und Nächten trugen wir die grausame Pein, ob sie Alles überstehen oder uns entrissen werde. Dienstag, den 16. Februar, standen wir am Sterbebett der armen Dulderin und sahen, wie das arme Kind mit dem Tode rang. Es war herzzerreißend, zum eigenen tiefen Schmerz den Jammer des Gatten und der fünf Kinder zu sehen. Viel leichter wäre gewesen, mit zu sterben und mit begraben zu werden. Wie wird es gehen mit dem Haushalt? Da kam wie eine rettende Hand vom Himmel das Anerbieten meiner lieben Schwägerin Rosalie Merian, daß sie sich der Kinder annehmen wolle. Aber am gleichen Tag, der uns diese frohe Kunde brachte, erhielten wir die Schreckensnachricht, daß die einzige liebe Tochter meiner Frau und ihr Gatte schwerkrank darniederliegen. Den 13. März starb die Tochter in ihrem 25. Lebensjahre, und meine Frau hatte die gleichen Leiden durchzukämpfen wie ich. Ich habe sie neben meiner Tochter Maria ins Familiengrab legen lassen. Diese beiden Todesfälle mußten einen schwarzen Schatten auf unsern Lebensweg werfen. Und schon wieder bereiteten sich neue Prüfungen vor. Mein Schwiegersohn Rentsch meldete sich krank. Er mußte plötzlich seine ganze Tätigkeit aufgeben und nach Vitznau; aber statt guter Berichte folgten sich von dorther die Hiobsposten; ich holte ihn nach Basel zurück und die Ärzte schickten ihn nach Schauenburg, wo statt Besserung ein zweiter Blutsturz erfolgte. Er kam in eine Pension nach Badenweiler und unterdessen lag der Haushalt auf meinen Schultern und auf denen der

guten Tante Rosalie. Wir suchten die Kinder so viel als möglich aufzumuntern und verbrachten sie in den Ferien auf das alte Schloß bei Holderbank. Aber die Nachrichten von Badenweiler lauteten immer nicht tröstlich und allmälig kam böse Kunde. Am 27. September reiste ich mit dem armen Kranken nach Davos ab, nachdem eben das Fest der schweizer. gemeinnützigen Gesellschaft in Basel, für das ich ein Festspiel gedichtet, vorüber war. In Landquart wurde Quartier genommen, wo mir das unablässige Husten meines armen Patienten eine qualvolle Nacht brachte. In Klosters hatte er mit Maria vor einigen Jahren einen Sommeraufenthalt gemacht und alle die Bilder jener Tage traten vor sein Auge. Er fand in der Villa Schweizerhof in Davos ein ganz nach Süden gelegenes Zimmer. Es gefiel ihm und er faßte Zutrauen zum Arzt; ich kehrte mit der Beruhigung heim, das, was für ihn ersprießlich sei, getan zu haben, aber die Sorge lastete schwer auf meiner Seele. Anfangs November kam plötzlich die Nachricht, er könne nicht in Davos bleiben, man solle kommen und mit ihm nach Montreux reisen. Meine Tochter reiste sofort hinauf und ich ließ sie ziehen. Ihre Berichte waren nicht zum Trost, sie ließen das Schlimmste ahnen. Der Arzt wollte den Kranken fort haben und schon war alles zur Abreise gerüstet, da stellten sich Sonntag, den 7. November, in Folge einer Einsenkung der Lunge große Bangigkeiten ein und dann ging es rasch dem Ende entgegen. Montag, den 8. November, nachmittags 2 Uhr, erlosch sein Leben ohne Kampf, im Beisein meiner Tochter und des Arztes. Schon am folgenden Tag traf die Leiche in Basel ein und ich holte sie in nächtlicher Stille ab. Es schnitt mir durch Herz und Seele, als ich, neben dem Kutscher herschreitend, die

teure Last in die Wohnung führte — das wissen nur die Sterne, die über meinem Haupte funkelten, und der allmächtige Vater im Himmel. Von nah und fern ist dem früh und mitten in seinem Wirken Entschlafenen viel Liebe und Ehre erwiesen worden. Den Sarg schmückten eine Fülle von Blumen und drei Lorbeerkränze. Die Trauernden wurden unter den Klängen des Hornquartetts in die Kapelle geleitet. Unsere Zeitungen brachten sehr ehrende Nachrufe. Das ist das Ende vom lieben Ehepaar Rentsch, das zwölf glückliche Jahre zusammen verlebte. Nun stehe ich mit den fünf Waisen am geschlossenen Grabe.

In stiller Pflichterfüllung ging das Trauerjahr 1886 zu Ende. Am Neujahrstag hatte ich nur meine Kinder und Großkinder bei mir; es folgte die übliche Bescherung, aber es war ein wehmütiges Lächeln unter bittern Tränen. Wir hielten uns völlig abgeschlossen von der Öffentlichkeit; nur die Abonnementskonzerte brachten einige Abwechslung und auch diese waren eine recht traurige Mahnung an entschwundene schöne Zeiten. Auch bei Freunden und Bekannten ging der Todesengel um. Es starb meine Cousine Maria Merian, dann die tüchtige Frau Dr. Gsell-Fels, mein braver Vetter, der Polizeimajor Rud. Hoffmann, und manche Andere. Wohltätig war uns die stille Arbeit und abends die gemeinsame Lektüre mit Frau Direktor S. Arbeit bringt immer Befriedigung. Der April war kalt und der Mai ein Blütentöter. In die Aufregung der politischen Neuwahlen mußte ich mit hinein, aber es geschah nicht mit Begeisterung, und gleichgültiger als je nahm ich die Anzeige meiner Wiederwahl in den Großen Rat entgegen. Ich frage mich nach der Ursache dieser Abkühlung, ob wohl das Alter sich hier fühlbar mache? Mein Interesse und

meine Liebe für das engere und weitere Vaterland sind sich gleich geblieben. Aber in den Verhältnissen ist Wandel eingetreten. Die Einflüsse einer ungesunden Wirtschaftspolitik, die ganz Europa durchziehen, haben sich auch bei uns gezeigt. Wir haben es nicht mehr mit unserer freisinnigen Bürger- und Einwohnerschaft zu tun, sondern mit fremden Elementen, die hier gar keinen festen Fuß haben und sich überall vor- und eindrängen. Aber wer sich einmal als Streiter für eine Sache hergibt, darf auch durch solche Komplikationen sich nicht allzusehr stören lassen. Es heißt nun, sich mit Geduld und mehr Mut fassen.

(Ende der Autobiographie.)

19. Rückblick.

Die Stadt Basel ist seit etwa zwei Jahrzehnten in einer mächtigen Entwicklung begriffen, und zwar nach außen und innen. In dieser kurzen Spanne Zeit sind eine verhältnißmäßig sehr große Menge Umbauten und Neubauten entstanden, weit ausgedehnte neue Quartiere geschaffen, viele neue Straßen angelegt und alte korrigirt, öffentliche Anlagen erstellt, prächtige Brücken erbaut, Gotteshäuser in- und auswendig renovirt, Theater, Musiksaal und große Volkshallen errichtet und vor allem nahezu ein Dutzend der prachtvollsten Schulhäuser, zum Teil wahre Musteranstalten, mit außerordentlichem Kostenaufwand hergestellt worden, so daß man in der Geschichte Basels kaum eine im gleichen Maße schöpferische Epoche wird aufweisen können. Und zwar hängt diese äußere Metamorphose aufs innigste zusammen mit einer gleichzeitigen Umwandlung der politischen und kirchlichen Einrichtungen, die zum Teil von allgemein schweizerischen Reformen hervorgerufen wurde und zum Teil ihnen vorausgeeilt ist. Auf politischem Gebiet fällt in diese Epoche die Einführung der Zivilehe und des Zivilstands, das Ende des wohlwollend aristokratischen Familienregiments, die Gleichstellung der Niedergelassenen mit den Eingebürgerten bei Wahlen und Abstimmungen, die Erweiterung und Ausbildung des Schulwesens, die Schaffung eines unentgeltlichen und konfessionslosen Unter-

richts für die Schüler der Primar- und Mittelschulen, unentgeltlicher Lehrmittel bis hinauf zur Hochschule, die Organisation des Begräbniswesens auf Kosten des Staates, die Reform des Steuerwesens im Sinn einer starken Progression zu Lasten der großen Vermögen, bis zu den neuesten, noch nicht gelungenen Versuchen einer staatlichen Krankenversicherung und Altersversorgung. Auf kirchlichem Gebiet ging damit Hand in Hand die Liberalisirung der evangelisch-reformirten Landeskirche durch Aufhebung des Tauf- und Bekenntniszwangs, Anstellung streng wissenschaftlicher Lehrer der Theologie an der Hochschule, Ertheilung des Stimmrechts an die niedergelassenen Schweizerbürger, Entfernung jeden Lehrzwangs für die Geistlichen, Organisation einer von Rom freien, altkatholischen Kirche, Aufhebung der römisch-katholischen Privatschule, Ausschluß aller Orden vom öffentlichen Unterricht u. s. w. Die Stadt Basel beherbergt jetzt die ziemlich konsequent durchgeführte Organisation eines rein demokratischen Gemeinwesens mit einer musterhaften Verwaltung, eine von allen kirchlichen Einflüssen vollständig befreite, ganz moderne Schule und eine Kirche, in welcher alle religiösen Überzeugungen freisinniger, orthodoxer und pietistischer Art nahezu ungehemmt missioniren und ihre Lebenskraft erproben können. An dieser baulichen, politischen und kirchlichen Umwandlung des Gemeinwesens haben sich viele Männer beteiligt, solche aus altbaslerischen Geschlechtern und Neueingewanderte. Wir nennen von Verstorbenen nur Dr. J. G. Wackernagel, gestorben 1886, Wilhelm Klein, gestorben 1887, und Kandidat Franz Hörler, gestorben 1888, von noch Lebenden Dr. J. J. Burckhardt, Rudolf Falkner, Prof. Dr. H. Kinkelin; jeder dieser Männer hat auf dem einen oder andern Gebiet tief eingreifend gewirkt. Aber kaum Einer hat alle vorwärts

gerichteten Bestrebungen im Enthusiasmus seines Herzens und in viel verzweigter, anfeuernder Tätigkeit so vereinigt wie unser Theodor Hoffmann.

Wir glauben, daß die vorstehenden Auszüge aus seiner Selbstbiographie Jedermann den Eindruck machen müssen, daß wir es da mit einem Mann zu thun haben, der in jeder Beziehung, sowohl was seine Schicksale als auch was seine Gesinnung betrifft, unser Interesse beanspruchen darf. Man vergegenwärtige sich, wie er schon als Knabe nach einer festen religiösen Überzeugung gerungen und die ihm aufgedrungene Orthodoxie überwunden hat; wie er die Jahre seiner Jugend hingeopfert hat, um das elterliche Geschäft aus fatalen Verwicklungen zu retten; wie er zwei Jahrzehnte hindurch in aller Stille seinen Erwerb dazu verwendet hat, Verpflichtungen zu lösen, die heutzutage so mancher Geschäftsmann leichten Herzens abschüttelt; wie er dann bis zum Ende seines Lebens für die Ideale seiner Jugend eingetreten und im Kampf für religiöse und politische Freiheit tapfer gewesen ist; wie er endlich bei den vielen Wechselfällen, von denen seine weitverzweigte Familie betroffen wurde, allenthalben opferfreudig in den Riß getreten ist — man fasse dies alles zusammen und man wird ihm die Anerkennung zollen, daß sein Leben ein nicht gewöhnliches Maß von idealer Gesinnung und Edelmut, Tatkraft und Hingebung aufweist.

Er hat aus dem vollen, feurigen Herzen gelebt. Bei allem, was er tat, brauchte er zwar den Verstand, aber die Entscheidung gab etwas, das über die gemeine Weltverständigkeit hinausgeht, das Gefühl für Recht und Ehre und Wahrheit, ein Gefühl sittlich-religiöser Natur, das uns oft gegen den eigenen Vorteil zu handeln antreibt, nennen wir es Gefühl

der Menschenwürde, Gefühl, daß „ein Gott ist und ein heiliger Wille lebt.“ Unbefriedigt von dem orthodoxen Religionsunterricht, den sie empfangen haben, sind zu allen Zeiten viele gewesen; aber während sie davon Anlaß nehmen, ungläubig oder doch wenigstens gleichgültig zu werden, hat er nach einer ihn befriedigenden religiösen Weltanschauung gestrebt und ist eben dadurch zum Reformer geworden. Unter den Druck materieller Sorgen sind in der Jugend schon Viele geraten, aber Wenige nehmen den Kampf auf sich wie er, und selten einer setzt sein ganzes Leben daran, eine Schuld abzutragen, die durch Fehler Anderer ihm so zu sagen aufgedrungen worden ist. Wenn irgend Einer, so hätte er Ursache gehabt, jede Beteiligung am öffentlichen Leben abzulehnen, mit der Erklärung, daß er genug mit sich selber zu tun habe, um sich über Wasser zu halten, und niemand lag dies ferner als ihm. Er hat unter Verhältnissen, wo das offene Bekenntnis liberaler Ansichten schwere Schädigung brachte, sich zu ihrem Vorkämpfer hergegeben und ist in keiner Not und Gefahr davon abgewichen.

Er war ein Idealist, und man darf die Jugend unserer Tage wohl bitten, sich ihn recht anzusehen. In jenem Alter, wo ein mächtiges Verlangen nach Genuß im Jüngling erwacht, hat er die Last eines jungen Geschäfts auf die jungen Schultern genommen, den Tag in der Fabrik verbracht und die Nächte zu seiner Fortbildung verwendet. Heißblütig und lebenslustig ist er mit zwanzig Jahren in die weite Welt hinausgezogen, und aus großen Städten wie Paris, Pernambuco und Rio Janeiro mit reinem Gewissen heimgekehrt, treu der Jugendgeliebten, deren Andenken ihn draußen sicher durch alle Gefahren und Verführungen geleitet. Wir

sind weit entfernt, ihn für einen Dichter zu halten und glauben, daß seine Verse ihre Bestimmung damit vollkommen erfüllt hatten, nachdem sie dem engen Kreis seiner Angehörigen, der Braut und Gattin, den Kindern und Freunden, bei passender Gelegenheit wohl getan; aber als Zeugnisse seines guten, treuen, nobeln Herzens dürfen auch die mindest gelungenen Produkte seiner dichterischen Stimmung Achtung beanspruchen. Als einen unverwüstlichen Idealisten hat er sich durch sein ganzes Leben behauptet, und darin finden auch die Enttäuschungen, die ihm zu Teil wurden, ihre Erklärung, und die Fehler, die er machte, ihre Entschuldigung. Weil er selber aus dem vollen Herzen lebte, setzte er auch bei Andern, selbst in Geschäftssachen, voraus, daß sie nichts Unwürdiges tun würden, und sah sich so oft bitter betrogen. Da er an sich selber die strengsten Anforderungen stellte und einer grenzenlosen Aufopferung fähig war, so fiel es nicht leicht, ihn zu befriedigen, dagegen sehr leicht, seinen Unmut und Zorn zu erregen, wenn er irgendwie seine eigene optimistische Beurteilung der Dinge und seine Fähigkeit sich hinzugeben vermißte oder zu vermissen glaubte. Es lag in seinem außerordentlich festen Glauben an die Güte der Menschennatur und an die durchschlagende Kraft jeder guten Sache, daß er meinte, nur aussprechen müsse man die Wahrheit, so gewinne sie von selber den Sieg gegen die Lüge, nur entfernen dürfe man die Schranken persönlicher Freiheit, so finde jeder gute Mensch sicher, was ihm gebühre. Daher kam es, daß für ihn das Prinzip des Freihandels den Wert eines Evangeliums hatte und er die schutzzöllnerischen Bestrebungen niemals leiden konnte, auch wo sie sich noch so gebieterisch aufdrängten. Darum war und blieb er ein hartnäckiger Verteidiger des

Manchestertums in sozialen Fragen und konnte er strenge werden gegen diejenigen, welche die Solidarität und Bruderliebe, die er persönlich in reichstem Maße übte, in die Ordnungen und Gesetze des Staates hineinbringen wollten. Weil er persönlich überall und viel, oft über Vermögen, gab, wo es die Unterstützung der Armen und Kranken, des Handwerks und der Kunst, irgend ein gutes Werk in Kirche und Staat galt, darum meinte er, auf diesem Wege der freiwilligen Tätigkeit müßten die sozialen Fragen alle gelöst werden; und wer ihm da mit Ideen wie Verstaatlichung der Grundrente und der Produktionsmittel kam, der sah ihn nervös werden, aufspringen und gelegentlich sogar mitten aus einer Sitzung im Sturme davon laufen. Oberflächliche Beurteiler mochten dann etwa an Eigennutz denken; wer ihn besser kannte, wußte, daß es die tiefgewurzelte Überzeugung eines treuherzigen Optimisten war und der aufbrausende Stolz eines Mannes, der sich sagen durfte: wenn Alle ihre Zeit und Kraft und ihr Geld so für die Gemeinschaft einsetzen würden wie ich, so wüßte die Welt vom ganzen Kreuz der sozialen Frage weniger! Hinter den sozialistischen Theorien argwöhnte er leicht den Mangel an Fähigkeit zu persönlicher Aufopferung, wobei man aus bloßer Bequemlichkeit persönliche Pflichten auf die Gemeinschaft abladen möchte. Daher kam es, daß der ehemalige Vorkämpfer radikaler Umgestaltungen in den letzten Jahren von seiner Popularität bedeutend verlor und Solchen den Platz räumen mußte, die ihm wie über Nacht emporgeschossen vorkamen. Manches Wort seiner Selbstbiographie verrät etwas von dieser Mißstimmung eines verdienten Mannes, der sich in den Schatten gestellt fühlte, und gerade sein letztes, bitteres Wort ist aus dieser Stimmung zu begreifen und zu verzeihen. Es hat

eben Alles seine Zeit und seine Schranke, auch das beste System und der edelste Mensch.

Th. Hoffmann-Merian war immerfort auch mit der Feder (er bediente sich dabei des Gänsekiels) tätig. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens hat sein rastloser Geist sich der Presse fortwährend bedient. Die mündliche Rede floß ihm leicht und gelegentlich stand ihm ein zündendes Wort zu Gebot; doch läßt sich nicht sagen, daß er als Redner Hervorragendes geleistet hätte; das Gefühl riß ihn zu leicht fort und sein Enthusiasmus schoß gern auch über das Ziel. Weit besser ordnete er seine Gedanken und viel präziser konnte er sich ausdrücken bei schriftlicher Darstellung. Die Zahl der Artikel, die er im Lauf von Jahrzehnten über geschäftliche, politische und kirchliche Streitfragen in die verschiedensten öffentlichen Blätter geschrieben hat, ist jedenfalls enorm groß. Wo er sich zu einem Kampf engagirt fühlte, kam es ihm auf die angestrengteste Arbeit und große Geldopfer nicht an, so daß er auch flugs eine Broschüre auf eigenes Risiko in die Welt sandte. Besonders in Handels- und Zollfragen, die seinem Leben so viel Kreuz eingetragen, hat er außerordentliche Anstrengungen gemacht.*) Auch das, was er zu einem festlichen Anlaß etwa gedichtet, behielt er ungern im Pult, obschon es ihm selten viel Anerkennung eintrug. Gelegentlich erregte er eine bitterböse Kritik und mußte sich mit Hohn und Spott begießen lassen, was ihm noch an seinem Lebensabend bei Veröffentlichung seiner „Silhouetten" passirt ist, weil er darin das Pfaffentum angriff. Die Zeiten des Freischarenzuges sind eben vorbei, während sein Sinn immerfort von ihnen erfüllt blieb. Daß auch seine

*) Siehe das Schriftenverzeichnis Beilage B.

Lieder über Garibaldi von Freunden kühl aufgenommen und von den zünftigen Kritikern, mit wenigen Ausnahmen, schonungslos zur Seite geschoben wurden, tat ihm sehr weh und hat ihm die teuer bezahlte Erkenntnis eintragen müssen, daß seine Mission nicht auf dem Felde der Musen, sondern der Taten liege. Er hätte sich damit trösten dürfen, daß „dem gröbsten Schlingel das süßeste Versgeklingel“ gelingen kann, während ihm seine Taten nur ein ganzer Mann nachmachen wird. Es scheint nun aber einmal das Schicksal auch des besten Menschen zu sein, daß er nie zufrieden ist mit dem, was er kann, sondern immer auch noch etwas versucht, wozu er nicht besonders berufen ist. Selbst der größte deutsche Dichter hat dies erfahren müssen, als er gegen Newton aufstand. So werden wir uns auch darüber nicht wundern, daß eine bei J. Vogel in Glarus letztes Jahr erschienene Auswahl seiner Gedichte bis jetzt unseres Wissens wenig Anklang gefunden hat.*)

Darin war er ein echter Basler vom alten Schlag, daß er gern und willig mithalf zu allem, was seiner Vaterstadt nützen, ihren Wohlstand heben und sichern, ihr Ansehen vergrößern und der Gemeinschaft frommen konnte. Wie so viele andere Kaufleute dieser Stadt hielt er es für Pflicht und Freude, neben dem Gelderwerb in irgend einer Form den idealen Interessen zu dienen. Was ihn von der großen Menge Gleichgestellter unterschied, das war nur der Umfang und die Richtung, in der er es tat. Während die meisten Andern auf ein Gebiet sich beschränken zu müssen glauben, sei es die Politik oder die Gemeinnützigkeit oder Wissenschaft und Kunst, sah

---

*) Siehe eine Auswahl der Gedichte Beilage C.

man ihn mit einer ganz seltenen Vielseitigkeit auf allen diesen Gebieten tätig. Und während die Vielvermögenden Basels noch immer in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl mit Vorliebe oder ausschließlich konservative Interessen fördern in Kirche und Staat, indem sie dort die orthodoxen Bestrebungen mit riesigen Mitteln unterstützen und hier eine starke Abneigung gegen alle irgendwie den freisinnigen Anschauungen entsprungenen Werke an den Tag legen, hat Theodor Hoffmann zwar nirgends seine Hülfe versagt, wo ihm etwas zu Nutzen und Ehre der Vaterstadt schien, aber natürlich mit Vorliebe das gepflegt, was den Stempel eines liberalen Geistes trug und wozu man aus allen Parteien sich vereinte. Was irgend Einladungen an ihn kamen zu jenen Ämtern, die kein Geld einbringen, dagegen desto mehr Sitzungen, Laufereien und Quälereien — er hat sicher in seinem ganzen Leben selten eine abgelehnt.

Von ihm selber wissen wir es, daß er schon anfangs der fünfziger Jahre Vorgesetzter seiner Zunft und Mitglied des Großen Rates wurde. Was er da leistete in den verschiedensten Kommissionen, kann nicht aufgezählt werden. Noch einige Tage vor seiner Erkrankung ernannte ihn der Rat zum ~~Präsidenten~~ der Kommission für Verfassungsrevision, worüber wir ihn herzlich erfreut sahen, wie er denn überhaupt für solche Ehrenämter eine lebhafte Empfindung besaß und nie, wenn nicht die höchste Not trieb, in den Sitzungen fehlte, auch nie etwas ablehnte, wenn es noch so viel Mühe und unter Umständen Kampf brachte. Seine Stellung in Basel war seit 20 Jahren eine solche, daß seine Wahl in den Großen Rat für die liberale Partei sich von selber verstehen mußte und die Konservativen wohl daran taten, sie möglichst wenig zu

beanstanden. Dem Steinenquartier, das seit langer Zeit am entschiedensten liberal wählt, fiel die Ehre zu, den feurigen Vorkämpfer freisinniger Bestrebungen in die oberste Behörde zu schicken. In diesem Quartier erhielt er bei den Großratswahlen 1881 von 957 gültigen Stimmen 866 Stimmen und im Jahre 1887 von 972 gültigen Stimmen 856 Stimmen. Im Großen Rat gehörte er, so lange das konservative Regiment bestand, zu der entschiedenen Opposition; aber seit die liberale Partei an's Ruder kam, rückte er gegen das liberal-konservative Zentrum.

Seit Bestand der Synode, nämlich vom Jahre 1874 an, wählte ihn die liberale St. Leonhardsgemeinde zum Mitglied derselben. Die Wahl machte darum so großes Aufsehen, weil er als Präsident des Reformvereins der orthodox-pietistischen Partei ein Greuel sein mußte, ungefähr wie Garibaldi dem päpstlichen Hof. Bei den Synodalwahlen von 1877 war seine Partei nicht auf dem Posten und wurde geschlagen wie sie es verdiente; er erhielt von 625 Stimmen der St. Leonhardsgemeinde bloß 284 Stimmen und war damit aus der kirchlichen Behörde entfernt. Aber der Stachel dieser Niederlage erwies sich als eine große Wohltat, denn die liberale Gemeinde wählte ihn anno 1880 mit 618 von 1058 Stimmen wieder hinein. Bei den Wahlen von 1886 erhielt er sogar 962 von 1215 Stimmen, weil die orthodoxe Partei, bei völliger Aussichtslosigkeit ihn zu entfernen, es für klug hielt, ihn auch auf ihre Liste zu nehmen. Als er 1883 zum Statthalter der Synode und drei Jahre später zum Präsidenten derselben gewählt wurde, schrieb er in sein Tagebuch: „Ich darf es vor Gott und der Welt bezeugen, ich bin auf dieses Amt weder erpicht gewesen, noch habe ich mir große Dinge daraus gemacht; nur mußte ich Gottes Wege bewundern, daß der von den

Koryphäen des orthodoxen Basel gehaßte und teilweise verfolgte Reformer zu diesem Posten berufen sei. Welcher Umschwung in den wenigen Jahren — möge er Basel zum Heil gereichen!" — In den kirchlichen Behörden stand er immer unentwegt zu seiner Überzeugung, aber zugleich bestrebt, den Gegnern gerecht zu werden. Vor jeder Offensive pflegte er zu warnen, zufrieden mit der Defensive. Selbst von dieser riet er ab, wo sie ihm nicht absolut nothwendig schien. Keine noch so bittere Enttäuschung brachte ihn von seinem Optimismus ab, worin er dem Gegner stets das beste Zutrauen schenkte. Gegen diese Vertrauensseligkeit gab es daher gelegentlich sogar unter Freunden manch einen Strauß, der recht unangenehm werden konnte.

In Handwerks- und Gewerbesachen durfte er sich, wo es einen Fortschritt galt, mit Recht die Triebfeder nennen und zwar seit Jahrzehnten. Er hielt es darum selbst „der Sache gemäß", daß er bei der schweizerischen Landesausstellung in Zürich Mitglied der großen Kommission wurde und Gelegenheit hatte, sowohl mitzusprechen als auch den feierlichen Akten beizuwohnen. Man wählte ihn in die Kommission für Erfindungsschutz und für die Schindler-Escher'sche Preisausschreibung, was ihn herzlich freute, weil es ihn in Verbindung mit hervorragenden Eidgenossen brachte. Als er im Jahre 1884 das Präsidium des Gewerbevereins in die Hand des Vororts Luzern niederlegen konnte, schrieb er: „Meinen Sitz im Zentralausschuß habe ich jedoch trotz aller Anfechtung der Schutzzöllner behauptet." Es mag uns diese Andeutung genügen zur Erinnerung an schwere Kämpfe, die er gerade auf diesem Gebiet für seine freihändlerischen Grundsätze durchzumachen hatte; einzeln aufzählen wollen wir sie nicht, in der

Gewißheit, daß auch die Gegner Theodor Hoffmanns seine Überzeugungstreue und persönliche Hingebung werden zu ehren wissen.

Eine verdiente Anerkennung war es, daß die große gemeinnützige Gesellschaft der Stadt Basel, die durch ihre Werke im ganzen Vaterland und weit darüber hinaus des besten Ruhmes genießt, ihn im Jahre 1882 zum Vorstand berief. Er sagt darüber in seinen Papieren: „Ich habe mich zusammengenommen, um zu genügen und es ging nicht ohne Schwierigkeit, weil die übrigen Mitglieder der Kommission zum größten Teil der konservativ-orthodoxen Richtung angehörten.“ Er war da so recht in seinem Element und darf es wohl die Krone seiner Freuden und Ehren auf diesem Gebiet genannt werden, daß er zum Fest der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, das im Herbst 1886 in Basel gefeiert wurde, ein von ihm gedichtetes Festspiel: „Die Philanthropen und die Gemeinnützigen“ aufgeführt sehen durfte und dafür vor der ganzen illustren Gesellschaft mit einem Lorbeerkranz gekrönt wurde. Wie innig beglückt sah er da aus! Und doch war es das Jahr, in dem er zwei Kinder ins Grab legen mußte und seinen Schwiegersohn auf den Tod krank hatte. Das war ganz unser Hoffmann, der immer all sein persönliches Leid und Weh in der Freude des humanen Wirkens untertauchen ließ und nicht davon gesprochen haben wollte. Es kann überhaupt nicht im Detail aufgezählt werden, wie viel Gutes er nicht bloß mit Silber und Gold, sondern vor allem durch Zeit und Kraft, mit dem Feuer seines Herzens und Wortes gefördert hat. Er war ein Liberaler in Gesinnung und Tat, besonders auch in der Richtung, daß er die Ausschließlichkeit bei patriotischen Werken nach allen Seiten

bekämpfte. Als im Jahre 1879 das eidg. Schützenfest nach Basel kommen sollte und man ihn an die Spitze des Empfangskomite stellte, ließ er sofort eine Reihe von Konservativen zu Ehrenmitgliedern ernennen, weil ihm geschienen, das Fest drohe von dieser Seite desavouirt zu werden, „was keinem Teil gedient hätte, da man doch wesentlich auch von dieser Seite ein Mittragen der Lasten erwarten mußte.“ Mit Befriedigung erfüllte es ihn auch, daß er 1886 durch Volkswahl in den weitern Bürgerrat kam und dieser ihn zum Mitglied des engern Bürgerrates wählte, sowie auch zum Präsidenten der Paravicinischen Stiftung. „Es ist das ein Feld, wo ich hoffe, zum Wohl unseres lieben Basel einigermaßen mitwirken zu können.“ Ebenso gern sah er sich von der h. Regierung in die Inspektion der Realschule gewählt, ferner in die Kommission zur Organisation der Handwerker- und Kunstschule und in die Aufsichtsbehörde der Hochschule. In seinem Dictionnaire kam das weltberühmte Wort: „Ich habe keine Zeit“ nicht vor. Denn er ließ sich nicht etwa bloß wählen, sondern stand immer an seinem Posten, zu jeder Jahreszeit, frühe und spät, bei gutem und schlechtem Wetter. Der Mann in grauen Haaren war zum Bewundern, wie er selbst in solchen Sitzungen aushielt, deren Ruhm nicht fein ist, weil die Leute darin einander auf die Spieße, ach so oft auf hohle Spieße, schlagen. Wie andere sitzungsflüchtig sind, so schien er sitzungsselig zu sein. Und wenn er sich vom Jenseits eine Vorstellung gemacht hat, so dachte er sich die Seligkeit wohl als eine Versammlung edler Menschen und wackerer Eidgenossen, die mit einander das Wohl des Reiches Gottes beraten und das gute, feurige Herz reden lassen für alles, was im Himmel ist und den Engeln gefällt.

Dagegen ein Zusammenkommen bloß zum Essen, Trinken und Plaudern hat er nicht hoch taxirt. Wo er hinkam, da mußte ein gutes Werk getrieben, oder doch eine Frage beraten werden; seiner Feuerseele war es Bedürfnis, und ruhiges Behagen kannte er wenig. Es ist wesentlich nur die Mittwochsgesellschaft, die er regelmäßig besuchte, und diese Verbindung hielt er darum so fest, weil sie ihn in Verkehr mit hervorragenden Männern unserer Universität brachte. „Ich gab diese Gesellschaft nie auf, wenn auch scheinbare Konflikte mit meiner freisinnigen Haltung (namentlich zur Zeit der Wahlen) mögen vorgekommen sein.“ Und er durfte des Umgangs mit Gelehrten sich wert fühlen, denn der Buchhändler schickte selten ein hervorragendes, wissenschaftliches Werk umsonst in sein Haus; trotz einer öffentlichen Tätigkeit, die einen Andern in hundert Stücke zerrissen hätte, fand er immerfort Zeit zum Studiren, pflegte in seinem Hause Musikabende und Lesekränzchen bis ins hohe Alter und verlieh gern jedem festlichen Anlaß durch Musik und Poesie eine höhere Weihe.

Fürwahr ein seltener Mann! und das prägte sich schon in seiner äußern Erscheinung aus, so daß, wer ihn öfter gesehen hat, sich sein Bild für immer einprägen mußte. Nicht groß von Gestalt, eher klein, ohne Körperfülle, dagegen sehnig und von strammer Haltung mit zurückgeworfenem Kopf — wer sah ihn nicht hastigen Schrittes durch die Straßen eilen? Wer kam in eine große Versammlung und fand ihn nicht sofort heraus, den Mann mit dem hochgehaltenen weißlockigen Haupt, dem von lebhafter Röte übergossenen, mit wallendem Vollbart bedeckten Gesicht? So sah man ihn überall, in der Schweiz an patriotischen Festtagen, Sängertagen, Alpenklubfesten, kirchlichen Reformvereinsfesten. So war er in Basel

für Alt und Jung eine der originellsten Figuren, die wie zur Physiognomie der Stadt gehörte. So regelmäßig wie er am Sonntagmorgen unter den Zuhörern liberaler Prediger gesehen wurde, so sicher fand man ihn jeden Tag auf den Straßen, ins Geschäft oder in die zahllosen Sitzungen eilend, immer im Feuer. Und wer am Sonntagnachmittag in Gottes freie Natur hinauszog, der begegnete ihm leicht — und das war vielleicht das lieblichste Bild — von der Schaar seiner Kinder und Enkel umgeben, Regen und Sturm gar nicht achtend, Allen voraus und nach allen Seiten mit den Kindern um die Wette Blumen, Steine und Insekten sammelnd. Um ihn herum war Müßigstehen eine Unmöglichkeit und wo er stand, ging es vorwärts. Solche, die ihn nicht kannten, namentlich Gegner seiner liberalen Ideen, deuteten dieses stürmende Wesen gern als Zeichen innern Unfriedens, und er erzählte oft mit Lachen von jenem Herrn Pfarrer, der den Buben in der Kinderlehre gesagt: „Macht nur nicht, daß Ihr so ein friedeloser Mensch werdet, wie der Hoffmann-Merian ist.“

Sollen wir hier von seinen Gegnern noch ein Wort sagen, so darf es kein unfreundliches sein, denn er verleugnete nie den vornehmen Mann im besten Sinn des Wortes, auch wenn er mit Antipoden verkehrte. Es klang aus dem Nachruf der konservativen Basler Presse sehr deutlich heraus, man könne den Mann nicht anders als achten, obschon er leider ein Reformer gewesen. Obschon? Man bedenke doch eines. Es ist heutzutage eine pure Unmöglichkeit, die religiösen Ansichten in dem Zustand zu erhalten, der vor Jahrhunderten natürlich und notwendig war. Heute gehört der Bruch mit der kirchlichen Orthodoxie zu den Dingen, die jeder denkende Menschengeist durchmachen muß. Da stehen denn für alle positiv gerichteten

Geister nur die zwei Wege offen, entweder um des Volkes willen den Bruch so gut es geht zu verhüllen oder eine neue Form für das religiöse Leben zu suchen, für sich selbst und damit auch für das Volk. Indem Hoffmann-Merian das Letztere tat, hat er in den Augen derer, die das Erstere tun, einen Fehler begangen, den sie ihm noch nicht verzeihen können. Aber die Zukunft wird es zeigen, daß er seine Vaterstadt vor dem Schlimmsten bewahren half, was es für ein Volk geben kann, vor dem unseligen Zwiespalt zwischen Unglaube oben und Aberglaube unten, dessen Folge überall die Revolution ist. Ist die Reform denn nicht besser? Und, ihr Gegner und Tadler, seid ihr sicher, daß euer Sohn besser sein wird als der Mann war, von welchem diese Blätter erzählen? Wie mancher Vater dürfte sich einen solchen Sohn, und wie manche Stadt solch' einen Bürger wünschen!

Man wird einwenden, was am Mann recht und in Ordnung gewesen, das habe er als Sprößling einer alten, guten Baslerfamilie ererbt und sei eine Nachwirkung des orthodoxen Glaubens, den er später verloren. Es zeigen sich an ihm noch Früchte, die bei denen nicht mehr gefunden werden, welche abgeschnitten von den Wurzeln aufwachsen, aus denen ihm noch Kraft und Segen zugeflossen. Das wird man sagen, um nicht zugeben zu müssen, daß ein Reformer ein guter Mensch sein könne. Wir wissen darauf nichts zu erwiedern als das: ganz das Gleiche behauptet die katholische Kirche von den braven Protestanten, daß diese bloß deshalb noch nicht völlig verdorben seien, weil sie das Glück genießen, unter Katholiken zu leben. Die eine Erklärung ist genau so viel wert wie die andere; beide stehen und fallen zusammen. Übrigens kommt die Zeit, und sie kann näher sein als wir denken, wo der religiöse Besitz-

stand des Theodor Hoffmann-Merian, welcher im Großen und Ganzen derjenige des liberalen Protestantismus ist, gegenüber viel weiter gehenden Ansichten verteidigt werden muß, und seine besten Verteidiger werden dann diejenigen sein, die ihn jetzt noch bekämpfen. Die gleiche Stadt Basel, welche jetzt den Liberalismus in ihrer Kirche ungern genug duldet, wird ihn noch mit dem Aufgebot aller Kräfte zu erhalten versuchen, und an jenem Tage wird dann der Mann, von welchem diese Blätter reden, nicht mehr ein Zerstörer heißen sondern ein Erhalter, nicht obschon er, sondern weil er ein Reformer war.

---

20. Letzte Krankheit und Begräbnis.

Es war am 4. Januar 1888, einem kalten Wintertag, als der freisinnige Theologe Franz Hörler (siehe Seite 75) begraben wurde. Unser Hoffmann, obschon an Erkältung leidend, ließ es sich nicht nehmen, seinem Freund und Kampfgenossen die letzte Ehre zu erweisen, denn mit solchen Pflichten nahm er es außerordentlich genau und ordnete ihnen jede Rücksicht auf sich selber unter. Am selben Tage begleitete er auch noch die Gattin eines Freundes auf den weitentfernten Friedhof, trotz des eigenen Unwohlseins und trotz grimmiger Kälte. Das sollten seine letzten Ausgänge sein, Liebesdienste seine letzten Taten. Zur Freude der Seinigen erholte er sich zwar von der ausgebrochenen Lungenentzündung bald, aber nachdem er bereits wieder an seinem Arbeitspult im Bibliothekzimmer gestanden, überfiel ihn plötzlich während der Nacht ein heftiger Schmerz im linken

Bein. Die Ärzte konstatirten eine aus Störungen der Herztätigkeit hervorgegangene Arterienverstopfung. Nun erinnerten sich seine Angehörigen und Freunde, daß er seit längerer Zeit an Herzbeschwerden gelitten, ohne darüber zu klagen; man mußte es nur daraus schließen, daß er oft mit der Hand nach der Brust gegriffen und sichtbar einen Schmerz verbissen. Wie schwer ihm, der in so weitverzweigter Tätigkeit wurzelte und in den wichtigsten Ämtern engagirt war, das Stilliegen ankommen mußte, läßt sich leicht denken. Man tat ihm keinen Gefallen durch vieles Fragen nach seinem Befinden, denn wie er an Andern das Klagen und Jammern nicht ausstehen konnte, so verbarg er stets sein persönliches Leid. Wie er selber immer aufwärts schaute und vorwärts mit unerschütterlichem Optimismus, so wollte er, daß sich auch andere halten. Dabei täuschte er sich aber keineswegs über den Ernst der Krankheit und die Ärzte mußten ihm eröffnen, daß sie zur Amputation des Beines schreiten werden, sobald sein Allgemeinbefinden es erlaube. Auf die Frage, was er dazu sage, antwortete er: „Wenn es verlangt wird, will ich das Bein hinhalten ohne zu zucken; denn kann es nicht mehr auf zwei Beinen sein, so will ich in Gottes Namen auf einem Bein herumhumpeln.“ Das war bei ihm kein Großtun mit Worten, sondern sein tapferer Sinn all sein Lebtag gewesen, sich zu schicken in das, was sein mußte. Die Amputation durfte aber nicht gewagt werden, da die Herzschwäche sehr überhand nahm und sich allmälig Delirien einstellten. In seinen Phantasien glaubte er sich inmitten großer Versammlungen, die er anredete, bald in deutscher, bald in französischer und englischer Sprache. Immer hatte er Aufträge zu geben und Rechenschaft zu fordern, ob auch alles in Ordnung gemacht werde. Es war ein mächtiges

Sich Wehren des Geistes gegen die unerbittliche Gewalt des nahenden Todes. Immer noch und bis in die letzten Stunden horchte er begierig auf jedes gute Wort, das man ihm vorlas. Von Darwins Briefen sagte er noch, es sei ein herrliches Buch. Ebenso bemerkte er auf das Wort eines Freundes, daß wir dem Herrn leben und dem Herrn sterben, lebend und tot des Herrn seien: „Ja, so ist es!“ Was die Liebe für ihn tun konnte, geschah; selbstverständlich, es braucht nicht gesagt zu werden. Noch weniger versuchen wir zu schildern, was die mit ihm Verbundenen litten. Unerwartet schnell kam er an's Ziel. Am Abend des 29. Februar 1888 stand das treue Herz still, nachdem er noch bei klarem Bewußtsein das Wort vernommen von der Liebe, die stärker ist als der Tod.

Als die Leiche vor uns dalag, frappirte es uns, wie sein schönes, von Silberlocken umrahmtes Haupt so sehr dem Manne glich, den er in Versen besungen und dem er in mehr als einer Hinsicht geistesverwandt war: Garibaldi! Er hinterließ seine weitverzweigten Angelegenheiten alle in der besten Ordnung, sein Haus war bestellt. Er hatte auch in seinem letzten Willen der Armen nicht vergessen; Vereine und Anstalten seiner Vaterstadt, die er lebend gefördert, erfuhren seine Treue bis in den Tod. Auch seine Personalien hatte er einige Jahre vorher selbst verfaßt; sie schließen mit folgenden, sein innerstes Wesen offenbarenden Worten: „Ich bitte Gott nicht um ein langes Leben. Ich bin ihm dankbar für die guten und für die bösen Tage, die er mir geschenkt hat; die erstern haben mir die Seele erhellt und die letztern haben mich stark gemacht. Vor allem danke ich ihm, daß er mir die schwere Aufgabe hat aus-

führen helfen, meine übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, meine Kinder erzogen und versorgt zu hinterlassen. Möge mir vergönnt sein, bis an mein Lebensende meinen Grundsätzen treu und der Liebe meiner Kinder, meiner Gattin, meiner Freunde und Freundinnen teilhaft zu bleiben. Was ich gefehlt und unterlassen habe, das wolle mir der liebe Gott gnädig verzeihen!"

Herr Pfarrer Oskar Bräudli in Basel setzte dem Freunde folgendes Denkmal *):

„Eines braven Herzens hochloderndes, funkensprühendes Feuer hat ausgeglüht!

Theodor Hoffmann-Merian, mit welchem eine originelle Gestalt aus den Straßen, den Gesellschaften, den Ratssälen, den Kunsttempeln, den Gotteshäusern Basels verschwunden ist, war dem Berufe nach ein Handelsmann von weithin anerkannter Tüchtigkeit und Rechtlichkeit.

Er war mehr noch. Sein Blick reichte, wie derjenige vieler anderer Vertreter des baslerischen Handelsstandes, weit über sein Geschäftspult hinaus. Das offenbarte schon die Ausstattung seines Arbeitszimmers in seiner Privatwohnung an der Holbeinstraße jedem, der ihn besuchte. Erinnerten gleich beim Eintritt eine links an der Wand hängende Schlangenhaut und andere Reliquien aus der Tropenwelt, daß einst

*) Siehe Schweiz. Protestantenblatt vom 10. März 1888.

der Zwanzigjährige jenseits des Ozeans in Brasilien geweilt hatte, so ließ die an der rechten Wand befindliche reichhaltige und wohlgeordnete Bibliothek in dem Besitzer einen Mann vermuten, der allen Gebieten menschlichen Wissens und Empfindens ein lebendiges Interesse entgegenbrachte. Naturwissenschaftliche, volkswirtschaftliche, geschichtliche und vor allem poetische Werke deutscher und fremder Zunge fanden sich hier in langen Reihen vor. Und nicht den geringsten Raum nahmen Bücher religiösen und theologischen Inhaltes ein: neben den Jahrgängen unserer religiös freisinnigen Volksblätter und den im Druck erschienenen Predigten hervorragender freisinniger Kanzelredner auch die wissenschaftlichen Schriften großer moderner Theologen. Und gerade diese Bücher zeigte uns gelegentlich der Verstorbene mit besonderer Freude.

Denn seine naturgeschichtlichen, geschichtlichen und literarischen Kenntnisse verdrängten bei ihm das Interesse für Religion und Kirche nicht. Aus dem reichen Schatze geistiger Güter, welche der moderne Mensch besitzt, warf er den strahlendsten Diamanten, das Evangelium Jesu Christi, nicht weg. Und unter all den öffentlichen Anstalten, von welchen Segensströme hinüberfluten in das Leben unseres Volkes und die deshalb gebaut, erhalten und, wo es not tut, auch erneuert werden müssen, war ihm die evangelische Landeskirche nicht die letzte. Frömmigkeit war ihm Herzensbedürfnis. Ein frommes Volk in der freien Vaterstadt und im freien Vaterland tiefe Sehnsucht seiner Seele.

Eines freilich hat dieser Mann, der sein Leben lang nach einer harmonischen Weltauffassung und Lebensbetrachtung gerungen, nicht verstanden: wie ein Mensch in allen Gebieten menschlichen Fühlens, Denkens, Redens, Handelns eben fühlen,

denken, reden und handeln kann, wie ein Mensch des 19. Jahrhunderts, der von der Bildung seines Zeitalters mehr oder weniger erfüllt ist, — wie aber derselbe Mensch in religiösen Dingen denken und reden kann wie ein Scholastiker des Mittelalters oder wie ein Dogmatiker des 17. Jahrhunderts. Das hat er nicht verstanden, daß der Staat in seinen Schulen von der untersten Stufe an bis in die höchsten Regionen der Universität dem Volke die Ergebnisse modernen Erkennens vermitteln und daß die Kirche im diametralen Gegensatze dazu fort und fort die dogmatischen Anschauungen eines untergegangenen Zeitalters in der Kinderlehrstube und auf der Kanzel verkündigen soll. Ja ihm wie vielen andern wackern Zeitgenossen wollte es scheinen, als ob dieser Widerspruch schließlich den Tod der Frömmigkeit, den Untergang der Kirche herbeiführen müsse.

Darum hat Theodor Hoffmann-Merian — er hat während seiner Wirksamkeit in St. Gallen Heinrich Lang persönlich kennen lernen — mit großer Freude die Bestrebungen jener religiös-freisinnigen Männer begrüßt, welche Glauben und Wissen, lebendige Frömmigkeit und moderne Bildung mit einander versöhnen wollten. Darum hat er mit einigen Freunden in den Sechziger Jahren in Basel den Reformverein gegründet, dessen langjähriger Präsident er war, und ist nicht vom Posten gewankt und gewichen, auch nicht als sie es durch alle Gassen Basels riefen: „sie stehen mit dem Teufel im Bunde!“ Darum waren Gäste seines Hauses die Lang und Langhans, die Volkmar und Vögeli, die Bitzius und wie sie alle heißen, die in den Tagen der Religionsgespräche auf der Gartnernzunft durch ihr mächtiges Wort dem freisinnigen Christentum in der schweizerischen Burg der Orthodoxie Bahn brachen. Darum

war sein unablässiges Bemühen dahin gerichtet, Vertreter der freisinnigen Theologie auf den Kathedern unserer Universität und auf den Kanzeln unserer Stadt zu sehen, und hohe Freude war auf seinem Antlitze zu schauen, wenn dem zähen Gegner wieder ein Fuß breit Boden abgerungen war. Darum hat er auch bei der Gründung des schweizerischen Vereins für freies Christentum mitgeholfen, hat an keinem der gemeinsamen Feste desselben gefehlt und gerne alle die Mühe und Arbeit getragen, die ihm das Amt eines Zentralkassiers und eines baslerischen Sammlers für die Langstiftung eintrugen. Nicht aus Unglauben, sondern aus Glauben, nicht als ein Zerstörer, sondern als ein Baumeister und Wächter des Hauses Gottes.

Denn derselbe Mann, der seit mehr als zwanzig Jahren als ein tapferer Streiter Christi wider die starre und ausschließliche Orthodoxie zu Felde lag, wie sehr sehnte er den Frieden in der Landeskirche Basels herbei, als einmal das freisinnige Christentum ein bescheidenes Plätzlein in derselben erobert hatte. Und wenn er seither noch mitgeholfen hat in manchem schweren Kampfe, auch in dem gegen die Stadtmission, so that er dies nicht aus Kampflust, sondern aus Friedensbedürfnis: er wollte die Blasebälge unschädlich machen, die immer wieder das Feuer des kirchlichen Haders zu neuer Glut entfachen. Derselbe Mann, der einst als Zerstörer und Verderber der Kirche Basels galt und es vielen heute noch gilt, hat Sonntag um Sonntag den Gottesdienst besucht und als er nach dem 31. Dezember nie mehr seinen Stuhl gegenüber der Kanzel einnahm, da wußten es alle Besucher der St. Leonhardskirche: „Theodor Hoffmann-Merian ist krank, sonst würde er nicht fehlen.“ Derselbe Mann, der Tausenden als ein Ungläubiger und Unchrist galt und gilt, der hat es durch sein

ganzes Leben und Sterben bewiesen, daß auch das freisinnige Christentum in einem ihm ergebenen Herzen die Früchte des Gottvertrauens, der Berufstreue, der Demut, der Nächstenliebe zu zeitigen vermag.

Und nun ruht er draußen in der Nähe seines Freundes und Kampfgenossen Franz Hörler. Wir werden ihn nicht mehr „in jugendlichen Sturm- und Feuerschritten“ an unserm Fenster vorbeieilen sehen; wir werden ihn nicht mehr an der Arbeit schauen: treu, hingebend, zu jedem Opfer bereit; wir werden ihn manchmal, gar manchmal schwer vermissen. Aber eines wissen wir: das heilige Feuer, das seine Seele füllte, glüht heute in tausend Herzen Basels. Und wenn es erlöschen will im rauhen Winde des Tages und müde zerflackern, dann wollen wir aufschauen zum Bilde Theodor Hoffmann-Merians, der nicht müde noch matt ward, bis der Todesengel an seinem Sterbebette die Fackel senkte.“

* * *

Am Begräbnistage, den 3. März 1888, gab bei der Totenfeier der funktionirende Geistliche von St. Leonhard dem schmerzlichen Gefühl des Verlustes folgenden Ausdruck: „Wie schnell ist es doch mit uns Menschen vorüber; wie bald sind uns auch die entschwunden, an die wir uns innig gewöhnt, die zum täglichen Brot unserer Seele gehört hatten! Ach, wie gar nichts sind doch alle Menschen, die so sicher leben! Wir werden ihn nicht mehr sehen den Mann im weißen Silberhaar, mit dem lebhaften stürmischen Gang, mit dem feurigen, stürmischen Herzen. Wir werden ihn nicht mehr hören den Mann reich an Wissen und Erfahrung und noch reicher an Liebe und Treue, voll Begeisterung und Glaubensmut für die höchsten

Güter und Ideale des Lebens. Wir werden ihn nicht mehr haben in Familie und Ratssaal und Kirche den Mann voll Tatkraft, zu allen Opfern bereit. Gott hat ihn zu sich genommen und wir werden ihn schmerzlich vermissen, ja wir werden erst jetzt recht inne werden, wie viel er uns war.

Aber es ist der Herr, er tue was ihm wohlgefällt. Der Verstorbene wurzelte mit seiner ganzen Seele so tief in der Überzeugung, daß alles wohlgetan sei, was Gott tut; das Klagen und Verzagen war ihm etwas so Fremdes und selbst Widerwärtiges, seine zum mutigen Hoffen geschaffene Seele hat ihm hinweggeholfen über so viel Schwierigkeiten und Schmerzen des Lebens, er war in seinem optimistischen Wesen so immer vorwärts und aufwärts gerichtet, daß wir in dieser Abschiedsstunde uns nicht der Trauer überlassen dürfen, sondern sein Leben und Sterben im Licht einer erhebenden und tröstenden Wahrheit anschauen wollen. Und diese Wahrheit liegt nahe. Sie liegt in dem Wort der heiligen Schrift, das einst ein ergrauter Apostel des Christentums an den Timotheus schrieb: Ich habe einen guten Kampf gekämpft (2. Tim. 4, 7). Und wenn wir im Anschluß etwa Gutes sagen von dem Verstorbenen, so meinen wir im Geschöpf seinen Schöpfer zu loben und uns aufzumuntern zum Guten.

Arbeit und Kampf seines Lebens galten in erster Linie nicht der großen Gemeinschaft, sondern seiner Familie und seinem Beruf, und das von seiner Jugend bis ins hohe Alter. Er hat wie jeder solide Mensch an dem guten biblischen Grundsatz festgehalten, daß wer ein guter Bürger sein will, zuallererst ein treuer Sohn sein, daß wer öffentlich das Wort nehmen will, zuerst seinem Hause wohl vorstehen und im engern Beruf sich bewähren müsse. Darum hat er schon in jungen Jahren,

wo Andere es mit dem Leben noch leicht nehmen, ungewöhnlich schwere Arbeit und Strapazen und Kämpfe auf sich genommen, „damit niemand außer ihm zu Schaden komme," und wir haben gehört, wie er Gott dankte, daß er es ihm gelingen ließ. So sind ihm die Pflichten des Familienlebens und der Familienehre immerwährend heilig gewesen vor andern. Seine Gattin und seine Kinder werden es ihm nie vergessen: er hielt die Pflichten eines Familienvaters nicht für getan mit der materiellen Versorgung, er pflegte auch ihr inneres geistiges Leben: was Wissenschaft und Kunst und Religion für die Bildung des Geistes und Gemütes bieten, das hatte eine Heimat in seinem Haus und in seinem Herzen, damit nährte und pflegte er die, welche Gott ihm befohlen, seinem Hause ein Priester. Und wo ein schweres Geschick eine Lücke riß im Kreis der Verwandtschaft, da sah man ihn einstehen, mutig und entschlossen. Als vor zwei Jahren fünf seiner lieben Enkel im Lauf weniger Monate Vater und Mutter verloren, sorgte er für einen Ersatz der mütterlichen Liebe, und ihn in grauen Haaren sah man freudig Vaterstelle vertreten, arbeiten und spielen mit den Kindern, mit ihnen hinausziehen der Sonne und dem Sturme entgegen, ihnen den Weihnachtsbaum rüsten und jedes anfassen und umfassen mit der Liebe, die nimmer aufhört. Als Gatte und Vater und Großvater gehört ihm das Apostelwort auf das Grab: ich habe einen guten Kampf gekämpft!

Weniger leicht ist es nun freilich, im öffentlichen Leben zu sagen, wo Jemand einen guten Kampf kämpft, weil es sich in Kirche und Staat vielfach um Glaubenssachen handelt, wo Einer etwas für gut halten kann, was dem Andern nicht so erscheint. In mancher Umgestaltung und Neuerung sieht Einer großen Fortschritt, Heil und Segen, worin ein Anderer vielleicht

nur Rückschritt, Unheil und Unsegen zu erkennen vermag. Da muß uns denn das entscheiden, ob jemand ehrliche Überzeugungen habe, ob er sie mit redlichen Mitteln verfechte und ob er nicht vermissen lasse die Liebe nach der apostolischen Regel: „Wenn ich allen Glauben hätte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts“, und nach dem Wort Jesu Christi: „Daran will ich erkennen, daß ihr meine Jünger seid, ob ihr Liebe unter einander habet.“ Wo diese Bedingungen zutreffen, werden wir sagen dürfen: es war ein guter Kampf.

Ehrliche Überzeugung? O wer unsern Freund kannte, der hat sie ihm wohl abgefühlt, hüben und drüben. Er war so tief überzeugt von der Notwendigkeit und dem Segen dessen, was im engern und weitern Vaterland seit vierzig Jahren für die Befreiung des Bürgers, für die Hebung der Bildung des Volkes, für die Erweiterung der Volksrechte getan und erkämpft worden ist! Er war so in der tiefsten Seele durchdrungen davon, daß es nur zur Erhaltung und Veredlung des religiösen Lebens beitragen werde, wenn das, was die gewissenhafteste Natur- und Bibelforschung ans Licht gebracht hat, vertrauens- und taktvoll auch vor der Gemeinde offen ausgesprochen würde. Es stand ihm so felsenfest, daß die Freiheit und Sittlichkeit des Volkes keine Wurzel haben ohne eine lautere, mit dem Wissen ausgesöhnte Frömmigkeit, und die fand er so voll und ganz im Evangelium Jesu, daß er nie einen Augenblick im Unklaren war, in der Pflege dieses religiösen Lebens liege die tiefste Quelle alles Segens für uns und unsere Kinder. Wie hat er dafür gestritten und was hat er dafür gelitten! Wie hat er, als es des Streits nicht mehr bedurfte, zur kirchlichen Gemeinschaft gehalten und sich an ihrer Erbauung gefreut! Dem politischen und kirchlichen Vordermann schreiben

wir auf das Grab: ich habe einen guten Kampf gekämpft.

Und die redlichen Mittel? O wir kennen sie, es waren die private und öffentliche Rede und Schrift, mit der er suchte zu überzeugen, zuerst die Gebildeten und Einflußreichen, voll gutmütiger Hoffnung auf Verständnis und Teilnahme, dann aber auch das Volk, jeden einfachen Mann. Immer anknüpfen an das Überlieferte, entwickeln wollte er, nicht umstürzen; wo er etwas niederriß, tat er es nur um zu bauen, groß und weit und schön, wie es leuchtend ihm in seiner Seele lebte. An den redlichen Mitteln zu überzeugen ist er auch dann nie irre geworden, wenn er warten mußte, Jahre und Jahrzehnte lang. Vor seiner Geduld, vor seiner milden Auslegung auch des Widerstandes, den er fand, und des Unrechts, das er so reichlich litt, vor dem heiligen Feuer und der untötbaren Zuversicht des Mannes im Silberhaar standen wir so oft beschämt. Wir glauben, er dürfe es sagen: ich habe einen guten Kampf gekämpft!

Und die Liebe? O er war darin so gut wie irgend ein alter Basler unerschütterlich, daß er nie alles vom Staat, sondern immer das Meiste und Beste von der persönlichen Hingebung und freiwilligen Leistung erwartete. So oft er auch mitgeholfen hat, die Macht- und Pflichtensphäre des Staates zu erweitern und dem Grundsatz der Solidarität Aller zum Sieg zu verhelfen, nie meinte er, damit wäre alles getan; nie fürchtete er, daß der freiwilligen Tätigkeit nichts mehr übrig bleibe. Er ist jener großen Bürger einer gewesen, die nicht nur Andern Pflichten aufladen helfen, sondern die schwersten Pflichten zuerst und selber erfüllen. Größere Gedanken als er mochten Andere haben, aber mehr Herz und Liebe und Opferwilligkeit

zur Ausführung bis ins Detail und bis ans Ende haben sicher wenige. Wo galt es ein gutes Werk unter uns, dem er Zeit und Kraft und Opfer entzog, wenn man ihn nicht geflissentlich davon fern hielt? Wo wir Andern keine Zeit haben — ihm reichte sie überall. Wo wir Andern uns entschuldigen ließen — er war dabei. Wo wir sitzungsmüde davon gingen — er hielt immer aus. Demütig und beschämt fühlen wir es und bekennen wir es von diesem Leben: Und ist es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Auf seinem Grabe stehe es: ich habe einen guten Kampf gekämpft!

Nun ruht er aus von vieler Arbeit, von schwerem Kampf, von bittrem Herzeleid, aber auch von viel süßer, heiliger Freude, die er in der Familie, von Erntefreude und Siegesfreude, die er in Gemeinde, Stadt und Vaterland erfahren. Der Herr hat ihn uns gegeben, der Herr hat ihn uns genommen, der Name des Herrn sei gelobt. Dank- und Jubellieder hörte und sang er am liebsten; wir wollen also, ihm die Hand zum Abschied reichend, nicht murren wider Gott, nein ihm danken. Gott danken für den Strom von Kraft, Liebe und Begeisterung, womit er dieses Mannes Seele erfüllte. Gott danken für allen großen und reichen Segen, den er durch dieses feurige Herz ausgehen ließ auf Familie, Staat und Kirche. Gott danken für den Genuß eines Menschenlebens, in welchem reiches Wissen sich innig versöhnte mit einem starken und seligmachenden Glauben. Gott danken, daß er in den letzten zwei Monaten schweren Leidens es uns wieder einmal erfahren ließ, wie eine christliche Gesinnung aufrecht erhält in Gethsemanestunden, und in völliger Ergebung in den Willen des himmlischen Vaters den Sieg hat über Tod und Grab. Gott sei Dank, wir haben auf dem blassen Antlitz des Toten es wieder einmal gesehen,

wie friedevoll und sonntagsstill ein Mann aussieht, der sein Tagewerk vollbracht hat, ein Christ, der nach dem letzten Kampf zum ewigen Leben in Gott eingegangen ist. Da stand es: Ich habe einen guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet und den Glauben behalten; hinfort wird mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit! Amen.

* * *

Am offenen Grabe legte Herr Pfarrer Bion von Zürich namens des schweizerischen Vereins für freies Christentum einen Kranz auf den Sarg des hochverdienten Mannes, der den liberalen Protestantismus in Basel zu Ehren gebracht und sowohl als Mitglied der Zentralkommission jenes Vereins, wie als Kassier desselben und der Langstiftung durch viele Jahre mit größter Pflichttreue und Selbstlosigkeit seines Amtes gewaltet. Im Auftrag seiner politischen Gesinnungsgenossen sprach Herr Großrat Balth. Fischer von Basel ergreifende Worte des Abschieds von dem seltenen Mann, der alle Probleme des menschlichen Geistes zu lösen versuchte und dessen Triebfeder in all seinem Handeln die Liebe zu Familie und Vaterstadt, zum Volk und zu der Menschheit gewesen. Dann rollten die Erdschollen in die dunkle Tiefe und tausend Herzen fühlten es, daß Basel und unser schweizerisches Vaterland einen seiner besten Söhne verloren.

Beilage A.

Es existiren mehrere Familien Hoffmann in Basel. Eine derselben stammt aus Katzenellenbogen, Hessen, von Jost Hoffmann, einem Strumpfwirker. Eine Familie Hoffmann war es, der das von Hans Holbein bemalte Haus an der Eisengasse gehörte; diese war schon im Jahre 1374 hier ansässig. Vom 16. Jahrhundert an saßen die Hoffmann in den Ratssälen bis herab auf unsere Tage. Das Geschäft Theodor Hoffmann an der Eisengasse hatte seine Entstehung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und endete im Jahre 1860.

Das Geschlecht der Merian leitet sich von Theobaldus Muria her, der um das Jahr 1415 geboren ist und von Lytersdorf nach Basel übersiedelte. Er hatte zwei Söhne, Theobaldus, geboren 1465, und Johannes Petrus, geboren 1485. Von diesen zwei Brüdern schreibt sich das noch heute weit verzweigte Geschlecht der Merian her, das eine Menge berühmter Männer aufzuweisen hat.

Für Leser, welche sich um Stammbäume interessiren, machen wir Gebrauch von einer freundlichen Mitteilung des Herrn Hemmann Hoffmann, wonach sich Folgendes konstatiren läßt:

Mathäus Hoffmann, Strumpfweber und Siegrist am Münster,
geb. 1711 und gest. 1791;
Ehefrau Anna Löscho, gest. 1754

Maria Barbara Hoffmann, verehelicht mit J. Schnell	Theodor Hoffmann, geb. 1752, gest. 1802; Ehefrau Maria Salome Gisler, geb. 1761, gest. 1836		
	Georg Rudolf Hoffmann, geb. 1785, gest. 1847; Ehefrau Marg. Meyer, geb. 1784, gest. 1866	Theodor Hoffmann, geb. 1785, gest. 1862; Ehefrau Cathr. Merian, geb. 1791, gest. 1864	
		Rosalie Hoffmann, geb. 1810, gest. 1873; Ehegatte Louis Oswald, geb. 1800, gest. 1885	Theodor Hoffmann, geb. 1819, gest. 1888; Ehefrau Urs. Elis. Merian, geb. 1821, gest. 1860

Beilage B.

Aus den gedruckt hinterlassenen schriftlichen Arbeiten und Publikationen mögen (in chronologischer Reihenfolge) folgende hier genannt werden:

1. Vorschlag zur Errichtung einer Kantonalbandfabrik auf Aktien. Liestal 1847.

2. Denkschrift über das neue eidg. Zollgesetz, eine Antwort auf die gekrönte Preisschrift des Herrn B. Meyer von Schauensee von Th. H.-M., Zolldirektor. Basel 1852.

3. Über den Nutzen der Sparkassen von H.-M., Zolldirektor in Basel, preisgekrönte Volksschrift, herausgegeben von der Seidenindustriegesellschaft des Kantons Zürich. Stäfa 1859.

4. Die Verlegung der französischen Douane nach Basel, eine Erwiderung auf die „Aufklärungen" der Herren E. W. Oswald, Bernoulli-Bär und P. Oswald von Th. H.-M., Zolldirektor. Basel 1859.

5. Die Eisenbahnen zum Truppentransport und für den Krieg im Hinblick auf die Schweiz von Th. H.-M., Chef des Verkehrs der schweizerischen Zentralbahn. Basel 1871.

6. Die kantonalen Ohmgeld- und Konsumsteuern in der Schweiz von Th. H.-M. Basel 1872.

7. Die Abschaffung des Ohmgelds und die Einführung des Patentsystems von Th. H.-M. Basel 1879.

8. Über die Hebung des inländischen Gewerbes. Referat, erstattet im Namen der gemeinnützigen Gesellschaft an der Jahresversammlung in Bern. Basel 1879.

9. Zur Zollfrage, zwei Referate, im Auftrag des Vorstandes des schweizerischen Gewerbevereins für dessen Sektionen bearbeitet von Th. H.-M. und Steinmann-Bucher. Zürich 1881.

10. Dritter Jahresbericht des schweizerischen Gewerbevereins, erstattet an die Sektionen vom Vorstand. 1882.

11. Zur Alkoholfrage. Vergleichende Darstellung der wesentlichen Bestimmungen der kantonalen Wirtschaftsgesetze von Th. H.-M. Bern 1883.

12. Schlußvortrag, gehalten in der Sitzung der gemeinnützigen Gesellschaft in der Sitzung vom 20. April 1883 von Th. H.-M. (abgedruckt im Jahresbericht dieser Gesellschaft).

13. Die Mittwochgesellschaft von Th. H.-M. Zur Erinnerung an die Frohburgfahrt am 7. Juni 1885 von Th. H.-M. Basel 1885.

14. Die Philanthropen und die Gemeinnützigen, in vier dramatischen Bildern von Th. H.-M. (Abgedruckt in der schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit. 1886.)

15. Giuseppe Garibaldi, ein Liedercyklus von Th. H.-M. Basel 1886.

16. Gedichte von Th. H.-M. J. Vogel, Glarus 1888.

Beilage C.

Eine Auswahl von Gedichten.

1. An die Jugendgeliebte und erste Gattin.

O liebes Herz, o teures Kind,
Die Wellen rauschen lau und lind.
Es bläht so frisch der Morgenwind
Das rundgebauschte Segel.

Ich steure zu dem trauten Strand,
Dort stehst du an des Ufers Rand:
Es schwingt das Tuch die treue Hand
Zum Willkomm mir entgegen.

Mir schlägt das Herz voll Jubellust
In bebend, sehnsuchtsvoller Brust!
Ob Well' an Well' vorüber huscht:
Zu langsam sie mir fliehen!

Bald, teures Lieb, bald halt ich dich
In meinen Armen wonniglich
Und Küsse sprühen minniglich
Auf Mund und Aug' und Wangen.

Gehöre dir dann ganz allein
Im hellen Liebessonnenschein
Und du wirst ganz mein eigen sein;
O sel'ges Wiedersehen!

Längst schwanden die Ufer,
Rings woget das Meer,
Wie ward von den Lieben
Der Abschied mir schwer.

Doch strahlt mir im Sterne
Ihr lieblicher Blick;
Mir gibt jedes Säuseln
Ihr Flüstern zurück.

Aus tanzenden Wellen
Lacht Sie zu mir mild,
Denn tief in der Seele
Treu ruht mir ihr Bild.

2. Vor und während der Amerikafahrt.

Trennung.

Ein letzter Blick, ein letztes Wort,
Und rastlos riß es dann mich fort;
Ein Winken noch mit schwankem Arm:
Vorbei, — wie bin ich nun so arm. —

O Schicksal, deine Räder dreh'n
Sich unerbittlich. — Wiedersehn!
Sollst meiner Hoffnung Leuchte sein,
In meiner Nacht ein froher Schein.

Im Mastkorb.

Ich schwebe hier allein in lichten Räumen,
Im heitern Blau, das gold'ne Wolken säumen,
Seh' unter mir die Wellen spielend schäumen,
Seh' ihrem Spiele zu in stillem Träumen.

Wie grollend sie der Tiefe kühn entsteigen,
Sich ketten und sich flieh'n in munterm Reigen,
Wie sie sich heben, tief und tiefer neigen,
Bis sie vergeh'n im endlos weiten Schweigen. —

O klares Bild von unserm Erdenleben,
Wie wir erscheinen, wachsen und uns heben,
Dann wieder sinken, mitten aus dem Streben,
Dem ird'schen Schauplatz wieder zu entschweben. —

Wie Well', so wir, zu gleichem Gang gezwungen,
Von Urgesetzen hin und her gedrungen,
Von Gott getragen sind, bis ausgerungen
Wir ruh'n, vom Ozean der Zeit verschlungen.

Am Strand.

Es wallt das Meer
Brandend einher,
Es klagt so bang
Und wimmernd zieht
Der Wind und flieht
Den Strand entlang.

Die Möve schwirrt
Allein und irrt
Am öden Strand,
Wo nichts mehr blüht;
Nur brennend glüht
Der dürre Sand.

Da steh' ich allein,
Das Herz voller Pein
Und recke die Hand
Nach dir, nach dir,
Mein Heimatland.

Der Leuchtturm.

Dort, wo am schroffen Felsgestad'
Die See sich schäumend bricht
Und trügerisch aus seichtem Grund
Ragt Klipp' an Klippe dicht,

Dort hebt ein Turm sich kühn empor
Und schauet weit umher,
Warnt vor Gefahr und Untergang
Die Schiffe in dem Meer.

Und hüllt der Nächte Schatten schwarz
Das Meergestade ein,
So leuchtet von dem Turme weit
Der Fackel heller Schein.

Vergebens heult des Sturmes Wut,
Er löscht die Feuer nicht,
Fest steht der Turm, ob Schlag auf Schlag
Die Flut sich an ihm bricht.

Und sieht der Bootsmann ihn von fern,
So lenkt er seewärts ab;
Er segnet froh sein warnend Licht
Und flieht das off'ne Grab.

* *
*

So glänzt ob dem Gewirr der Welt
Ein heil'ger, lichter Stern,
Er leuchtet uns auf unserm Weg,
Zeigt die Gefahr von fern.

Ob braust der Erdenstürme Wut,
Sein Licht erbleichet nicht,
Treu winkt er und der Wogen-Drang
Der Zeit an ihm sich bricht.

Tropische Nacht.

Es schimmert in magischer Pracht
Im Mondenschein
Die Landschaft; o zaub'rische Nacht,
So hehr, so rein.

Es flüstern die Palmen so mild
In der Abendluft;
Es wogt durch das Blütengefild
Balsam'scher Duft.

Bananen glänzen in Atlas,
Agaven sprüh'n;
Im dunkeln Schatten der Mangas
Leuchtkäfer glüh'n.

Flamingos rauschen einher
Auf lichter Bahn,
Von ferne rollt brandend das Meer
Donnernd heran.

Du schimmernde, magische Nacht,
Du milder Glanz,
Du fesselst mit zaubrischer Macht
Das Herz mir ganz.

3. In politischen und religiösen Kämpfen.

Wo Zwiespalt trennt, da einigt die Versöhnung.
Es ist ein wahrhaft christlich Werk Versöhnung.
Doch nicht, wie es die Kirche ausgehegt:
Ein blut'ger Opfertod hab' die Versöhnung
Bei Gott dem Weltenschöpfer uns erbracht,
Weil durch die Sünde not tat die Versöhnung
Und ohne Christi Blut, das er vergoß,
Von Gott wir nicht erlangten die Versöhnung.
Nein, nicht ein Bluttyrann ist unser Gott,
Nicht äuß're Opfer will er zur Versöhnung,
Durch Lehr' und Beispiel hat der Christ gezeigt
Den rechten Weg zu Gott und zur Versöhnung.

Das Opfer, das Gott will, das ist ein Herz
Voll Lieb und Treue, ringend nach Versöhnung,
Das kindlich sich ihm hingibt, keusch und rein:
Das ist die wahrhaft christliche Versöhnung.

Die Frühmesse.

Es schwingt sich in hohen Bogen der Chor
Auf lichten, azur'nen Pfeilern empor;
Es türmen sich mächtig und wunderbar
Die riesigen Felsen zum Hochaltar,
Und rings um ihn stellen sich weiß und rein
Die Gletscher als Chorherrn in langen Reih'n.
Da tritt die Sonne in purpurnem Schein
In den Dom als gold'ner Leuchter hinein;
In silbernen Becken schimmert ihr Glanz,
Es prangen die Wände mit Blüte und Kranz;
Und blumendurchwirkt, da breitet sich aus
Ein grüner Teppich im Gotteshaus;
Als Opferrauch wallet duftig hinan
Der Nebel und schwimmt durch den lichten Plan.
Und aus den Gründen des Tempels empor
Schallt tausendstimmiger Jubelchor;
Myriaden Geschöpfe, die neu erwacht,
Verkünden Allvaters Liebe und Macht;
Ein Jegliches freudig, nach eigener Art,
Durchdrungen von Gottes Allgegenwart. —

Sonette.

I.

Es strebt dein Geist empor aus dunkler Zelle,
Empor aus unsern enggeschloss'nen Schranken,
An Kunst und Wissen mutig aufzuranken,
Zur gottverklärten, ew'gen Strahlenhelle.

Und wieder wandelt er als Silberquelle
Durch's Blütental voll sprossender Gedanken,
Die duftend, hold in ihrem Spiegel wanken,
Getränkt, umspült von klarer, muntrer Welle.

Zum Ideal erhebst du deine Schwingen,
Das über dir erglänzt, du möchtest gerne
Herab, auf diese kalte Welt es bringen.

Ob's unerreicht auch winkt vom Kranz der Sterne,
Gekrönt wird einst dein nimmermüdes Ringen,
Und Licht und Kraft wird dir aus Himmelsferne.

II.

Hört auf, Ihr Leute, so mich zu betören
Mit allerlei possirlichen Geschichten:
Ihr redet stets von Tugenden und Pflichten,
Wie man ein Kind beschwatzt mit feinen Lehren.

Was frag' ich doch nach solchen feilen Wichten,
Die heute dieses, morgen das beschwören,
Nur auf der Welt gemeinen Ausspruch hören,
Sich wie der Wetterhahn im Winde richten?

Was Mutterhand tief in mein Herz geschrieben,
Das bleibt mir ewig rein und unvergessen,
Ein offner Sinn im Hoffen und im Lieben.

So hab' ich meine Bahn mir fest bemessen,
Bin meinen Idealen treu geblieben
Und geh' bewußt, nach eigenem Ermessen.

4. Nach dem Tod des Vaters.

Der Schreiner.

Bin nun in der Werkstatt hier allein,
Das Herz voll Trauer, Sorge und Pein;
Hier fügt' der Vater sein Ehebett,
Zu meiner Wiege das erste Brett.

Hier hab' ich gespielt, er hat mich gelehrt,
Zum Guten gelenkt, mir Böses gewehrt;
Ich hab' ihm gedient, gehorsam und recht,
Wär' gerne geblieben sein treuer Knecht. —

Nun liegt er hier stumm und todeskalt; —
O Gott, wie schwindet das Leben so bald:
Ihm, der einst gebaut die Wiege mein,
Dem muß ich nun fügen den Totenschrein.

Berichtigungen.

Seite 4, Zeile 4 von oben, soll es heißen: Petersgraben anstatt St. Johanngraben.

Seite 107, Zeile 9 von unten, soll es heißen: zum ersten Mitglied der Kommission 2c. anstatt zum Präsidenten derselben.

